Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 59 (1963)

Heft: 3-4

Artikel: Volkstümliches und Schöpferisches in Gotthelfs Sprache

Autor: Strübin, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-115811

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Volkstümliches und Schöpferisches in Gotthelfs Sprache

Von *Eduard Strübin*, Gelterkinden

Volkstümliche Art ist nicht an einen Stand gebunden, vielmehr ist jeder Mensch mit einem Teil seiner selbst 'Volk', von der Überlieferung geprägtes Gemeinschaftswesen[1]. Das gilt auch für den in besonderem Masse Eigenständigen, den Künstler, den Dichter. Mit dieser Einsicht will die Volkskunde die Bedeutung des grossen Einzelnen nicht in Frage stellen, auch nicht seine schöpferische Leistung 'erklären'; die bleibt immer ein Geheimnis. Aber würde der Künstler ohne den Halt in der Gemeinschaft, ohne die Bindung an die Tradition nicht im Leeren schweben? Unbewusst wie der Baum saugt er nährende Säfte aus der Erde, «unser aller Mutter» (23, 261), mit vollem Wissen schöpft er aus den Quellen der Überlieferung[2]. Das ist nicht blutleere Theorie; die grösste Dichtung deutscher Sprache wurzelt in einer bedeutenden Puppenspielfabel und in dem Volksbuch von dem weitbeschreyten Zauberer und Schwarzkünstler Doctor Faustus. Wahrhaftig, Dichtkunst ist «nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen gebildeten Männer»[3].

Es rechtfertigt sich also der Versuch, dieses Verhältnis des Volkstümlichen zu dem Schöpferisch-Einmaligen an einer einzelnen Künstlerpersönlichkeit darzustellen. Ein geradezu klassisches Beispiel für das Wachsen grosser Dichtung auf dem Boden der überlieferungsgebundenen Gemeinschaftskultur ist das Werk des 'Volksschriftstellers'[4] Jeremias Gotthelf. Wir müssen uns dabei mit einem Blick auf seine Sprache begnügen; es geschieht aber im Bewusstsein, dass einerseits die Sprache eines der grossartigsten menschlichen Gemeinschaftsgüter ist, «das dauerhafteste Material, in welches die Völker die Substanz ihres geistigen Lebens niederlegen»[5], dass anderseits das

---

Zitiert wird nach der historisch-kritischen Ausgabe der Werke Gotthelfs von R. Hunziker, H. Bloesch, K. Guggisberg, W. Juker, F. Huber-Renfer. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1911 ff. – Abkürzungen: E = Ergänzungsband. Id = Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache, Zürich 1881 ff.

[1] R. Weiss, Volkskunde der Schweiz (Erlenbach-Zürich 1946) 8 f.

[2] Man lese darüber die schönen Worte Richard Weiss' in: Heimat und Humanität. Festschrift für Karl Meuli (Basel 1951) 10.

[3] J. W. Goethe im 10. Buch des II. Teils von 'Dichtung und Wahrheit'. (Goethes Werke, hg. im Auftrage der Grossherzogin Sophie von Sachsen, 27 [Weimar 1889] 313.)

[4] Darüber E. Strübin, Grundfragen des Volkslebens bei Jeremias Gotthelf (Basel 1959) 4.

[5] J. Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen. Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe 7 (Basel 1929) 43.

Wesen gerade dieses Dichters nirgends schöner sich fassen lässt als in seinem Verhältnis zur Sprache[6].

Was Gotthelf wie jeden andern deutschschweizerischen Schriftsteller und Dichter mit seinem ganzen Volk verbindet, ist «die schweizerische Volkssprache, ... mehr als blosser Dialect, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen lässt»[7]. Sein Berndeutsch war ihm Lebenselement; er sprach es nicht nur selbstverständlich im Alltag, sondern verwendete es auch in den Predigten, wenn er den hochdeutschen Ausdruck nicht gleich fand[8], und am Schulmeisterkurs in Burgdorf redete er in seinen Geschichtsstunden Mundart, zum Missvergnügen ernster Pädagogen, die besorgten, es werde «unsere republikanische Ordnung der Dinge ... untergraben und jeder befriedigendere Fortschritt unserer Nationalbildung ... durchaus verhindert»[9].

Seine Schriften können nur von der lebendigen mündlichen Rede her verstanden werden. Eine «bedeutende Tatkraft» drängte ihn ja «zum Reden oder zum Handeln»[10], und er «dachte nicht daran, Schriftsteller zu werden»[11]. Als die Not des Volks und die Not seines Herzens den bald Vierzigjährigen zum Schreiben, «dieser Kreuzigung»[12], zwang, musste er «die Schriftsprache auf eigene Faust noch einmal bilden»[13]. Denn Mundartbücher kamen nicht in Frage, und die romantische Dichtersprache seiner Zeit umwarb er zwar als unglücklicher Liebhaber und geriet immer wieder in ihre Netze:[14] Vor die Augen Reslis, der an Anne Mareili irregeworden war, trat ein Bild. «Das Bild war die böse Fee, welche in seinen Liebesgarten schlich und seine Geliebte verzaubern wollte in ein scheusslich Drachenbild, zum Werwolf mit feurigen Augen, zur wütenden Hyäne mit den grimmigen Zähnen, das Haar bolzgradauf vor Zorn und Wut. Aber als ein treuer Ritter kämpfte

---

[6] Den Literaturhistorikern W. Muschg und W. Günther, die sich eingehend und tiefdringend mit Gotthelfs Sprache und Stil beschäftigt haben, bin ich zu besonderem Dank verpflichtet. Vgl. W. Muschg, Gotthelf. Die Geheimnisse des Erzählers (München 1931) 435–463. – W. Günther, Gotthelfs Sprache und Stil, in: Neue Gotthelf-Studien (Bern 1958) 208–256. – Vieles verdanke ich auch K. Fehr, Jeremias Gotthelf (Zürich 1954). – Unschätzbare Dienste hat mir das Schweizerdeutsche Wörterbuch geleistet.

[7] Jacob Grimm in seiner Vorrede zum Deutschen Wörterbuch 1, XII.

[8] Nach dem Zeugnis seiner Tochter Henriette; W. Muschg, Jeremias Gotthelfs Persönlichkeit. Erinnerungen von Zeitgenossen (Basel 1944) 56.

[9] F. Vetter, Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs (Bern 1898) 81.

[10] E 4, 279. [11] E 6, 90. [12] E 4, 249.

[13] W. Muschg a.a.O. (Anm. 6) 434.

[14] Die ganze Frage behandelt ausgezeichnet Th. Salfinger, Gotthelf und die Romantik (Basel 1945).

er redlich gegen die böse Fee...» (7, 337). Freilich, auf die Dauer konnte ihn diese geschraubte Redeweise nicht befriedigen.

Seine grosse Lehrmeisterin ist die Lutherbibel, aus der allein damals auch das Volk «Schöndeutsch»[15] gelernt hat. Ohne die Bibelsprache des Pfarrers Bitzius lässt sich Jeremias Gotthelf nicht denken[16]; durch sie werden seine Bauerngeschichten in die Welt der Erzväter gerückt – «es ist aber auch der Kanton Bern ein klein Ländchen Gosen»[17]. Mehrere seiner Schriften münden in Bibelsprüche aus[18]. Nicht selten übertönt der Prediger den Dichter: «Elternliebe floss heiligend durch ihre Seelen, mit freudigem Aufblick empfingen sie die Gabe von oben und gelobten, das Pfand der göttlichen Liebe nicht zu entwenden dem Vater, es nicht an Erde und Sünde zu verraten, sondern es zu bewahren und zuzuführen dem göttlichen Geber. Sie, die vorhin für sich nicht daran gedacht, suchten nun, was droben ist, begriffen erst jetzt, was es dem Menschen hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne und litte Schaden an seiner Seele» (8, 68).

Die wichtigste Quelle der Sprache Gotthelfs ist die heimische Mundart. Gewaltig wie ein Bergwasser strömt sie in der direkten Rede[18a], überschwemmt die im Übermass vorkommenden indirekten Reden und dringt ungestüm in die erzählenden[19] und betrachtenden Partien ein. So ist jene Gotthelf allein eigene Mischsprache entstanden. Trotz der Klage der Leser, denen das Berndeutsch «widrig vorkommt»[20], trotz dem Tadel des Rezensenten gegenüber der «wunderlichen Misch- und Mißsprache»[21] mag und kann er sich ihrer nicht entäussern. Nicht nur, weil er sich der Wirkung auf das Volk versichern will, sondern aus innerem Drang[22]. Nur so kann er recht bezeichnen, was er eigentlich bezeichnen will[23]. Er ist sich freilich des Reichtums der Volksmundart bewusst; er redet einmal von «kräftigem, klassischem Berndeutsch, das besser klingt und besser malt als das ver-

---

[15] 9, 141. [16] Siehe die gute Zusammenstellung von F. Hunziker: 9, 557f.

[17] 22, 61.

[18] Zum Beispiel 'Der Bauernspiegel', 'Uli der Knecht', 'Michels Brautschau'; der Schulmeisterroman endet mit «Amen».

[18a] Mitbestimmend für die Wahl der Mundart sind ohne Zweifel die alten mundartlichen Dialoge der Volkskalender gewesen, wie H. Trümpy (Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert [Basel 1955] 223f. 244) gezeigt hat.

[19] Erzählung ist häufig nichts anderes als verkappte Rede; Verben des Sagens ziehen gerne die Mundart nach sich: «Die Magd forderte apart Lylache fürs Herrebett» (8, 286). «Die Wirtin pülverte über die Donnstigs Fresshüng» (18, 69). [20] E 5, 23.

[21] R. Hunziker, Jeremias Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen (Zürich 1903) 51. – Auch Freund Fueter wendet sich gegen «die berndeutschen Köpfe und die hochdeutschen Schwänze» (E 5, 267).

[22] E 5, 335: «... ich mag wollen oder nicht.» [23] E 5, 23.

flachte Hochdeutsch»[24]. Aber im Gegensatz zu seinem Zeitgenossen Berthold Auerbach bedient er sich des Dialektes (im allgemeinen!) nicht, um literarische Effekte zu erzielen[25]. Ebenso wenig geht es ihm um historisierende Mundartpflege, sondern er ist ein Mann der Gegenwart – wenn auch durchaus zutrifft, was der Freund rühmend hervorhebt: «Du rettest ... von Untergang und Vergessenheit unsere herrliche Form germanischer Sprachbildung und unser geistiges Nationaldenkmal.»[26]

Wie sehr der Eindruck seiner Schriften von der mundartlichen Färbung abhängt, zeigen diejenigen, welche dem deutschen Lesepublikum zuliebe verhochdeutscht worden sind. Der Schweizer wird ein peinliches Gefühl nicht los, wenn er hintereinander hört: Ätti – Mann, Gotte – Patin, Diensten – Dienstboten, Nidle – Sahne, Anken – Butter, Hammli – Schinken, Trädeli – Löcklein, ds Tütschels Sach – ein Unglück, gwundrige Jungfern – neugierige Mägde, gleitig – rasch und emsig, ribsen – reiben, einen mustern – antreiben, etwas vernisten – verlegen[27]. Im Satzzusammenhang ist manches vollends unleidlich: Der junge Schulmeister kommt zum erstenmal mit seinem zukünftigen Fraueli ins Heimatdorf und wird von Bekannten begrüsst: «Eh Peter, bist dus, ich hätt di bal nimme kennt, du hesch drüejt, sit di nüt gseh ha. Isch das di Frau? S isch e Bravi, du hesch geng uf die Hübschi gluegt.»[28] Dafür steht in der Berliner Ausgabe von 1848, der 'Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk', sachlich falsch und unerträglich falsch im Ton: «Peter, bist dus? Hätte dich bald nicht gekannt! Bist fett geworden. Ist das dein Frauchen? Du Vogel, hast immer auf die Schönsten gesehen.»[29]

Frei atmet der Dichter da, wo er die heimatliche Volkssprache – der Berliner Verleger klagt über den «Schweizer Jargon»[30] – ungehindert in seine Werke einfliessen lassen kann.

Diese ist wie jede Volkssprache[31] eine Sprache des Gefühls. Der Verstand spart, das Gefühl geudet. So ist der erstaunlich grosse volkssprachliche Wortschatz «in der sinnenhaften Sphäre der Bewegung,

---

[24] E 10, 253; siehe auch E 5, 335.

[25] Der Solothurner Verleger Gassmann empfiehlt Gotthelf, in der Verwendung der Mundart Auerbach zum Vorbild zu nehmen (E 8, 47).

[26] E 5, 267 (Fueter).

[27] Alle Beispiele aus der Besuchsszene im 2. Kapitel von 'Uli der Knecht' (4, 15ff.), vgl. F. Vetter a.a.O. (Anm. 9) 456ff.

[28] 3, 75.

[29] F. Vetter a.a.O. (Anm. 9) 251.

[30] E 7, 238; E 7, 178: Klage eines Setzers über «Provinzialismen»!

[31] Siehe F. Maurer, Volkssprache, in: Fränkische Forschungen 1 (Erlangen 1933) 1–20.

der täglichen Arbeit, der physischen Verfassung»[32] zu erklären. Der berndeutsche ist besonders reich und entzückt jeden Empfänglichen durch seine kernhafte Ausdruckskraft. Gotthelf schwelgt in diesem Reichtum: «Wir haben im Berndeutsch gar herrliche Worte, die verschiedenen Sorten und Abarten des Geschwätzes zu bezeichnen: dampen, dämperlen, klapperen, stürmen, schwadronieren, poleten, hässelen, giftlen, schnäderen, ausführen, kifeln, rühmseln, usw.»[33]

In 'Dursli der Branntweinsäufer', einer der Geschichten, die nicht mit einem Seitenblick auf deutsche Leser verfasst worden sind, erscheinen auf 50 Seiten (16, 103–152) allein in den erzählenden Partien etwa 50 mundartliche oder halbmundartliche Verben wie verweisen, wüsttun, anbenggeln, angrännen, döppelen, däselen, plären, breichen, gvätterle, guslen, knübeln, brichten (belehren), spienzeln, kräbeln, kupen, hoschen, gaumen, flädern lassen, epha (durchhalten), dürfen (wagen).

Von den über 90 Substantiven seien genannt: Lätsch, Glieger, Schmutz (Fett), ein Schnäfeli Brot, Gastig, Bysluft, Fürsprech, Stündeler, Mauggere, Meinig (Hochmut), Ätti, Tischdrucke, Gänterli, Schaft (Schrank), Brönz, Biecht, Schwette, Söhniswyb, Stören, Scheube.

Unter den etwa 30 Adjektiven finden sich hässig, gschmuecht, hablich, huslich, lauter (von der dünnen Mehlsuppe), glernig, anschlägig, posslig, vertunlich, ring, glustig, zweg, gwunderig, mutze Worte, eine vermeukte Stimme.

Dazu kommen Redensarten wie in Blamp kommen, auf der Mugge haben, Kohli walten lassen, etwas dings nehmen, die Wespere (Wespennest) aufrühren, Oberarm dreinreden.

Zur Ergänzung müssen aus den direkten Reden, in denen es von Mundartlichem wimmelt, wenigstens einige besonders bezeichnende, zum Teil kaum übersetzbare kleine Wörter angeführt werden (16, 92–155): afe, aber (wieder), allbets, gäb wie, sauft, sellige, bsungerbar, mira, wäger, neue, notti, sövel, bhüetis.

Neben dem Reichtum des Wortschatzes auf dem Gebiet der sinnlichen Anschauung treten bei Gotthelf drei weitere Eigentümlichkeiten der gefühlsgeladenen Volkssprache klar zutage: ihre Neigung zur Derbheit, die Lust an der Übertreibung, der Drang zur bildhaften Anschaulichkeit, vor allem zur Metapher und zum Vergleich. Was beispielshalber folgt, ist notgedrungen eine allzu knappe und dazu willkürliche Auslese.

---

[32] W. Günther a.a.O. (Anm. 6) 220. [33] 11, 118f.

Anschauliche Derbheit, oft gepaart mit kräftiger Übertreibung, gehört zur echten Volksrede: Herrelüt, «wo alles fresse, wo seye [sie] nit fress» (6, 302). Jedes Jahr ein Kind, «in den Fehljahren zwei» (6, 394). Dä [Pfarrer] cha mer blase, won i schön bi» (1, 75). «Du bist gestern wieder katzvoll heimgekommen, konntest nicht Babi sagen» (12, 291). «Lieber ein Mäß Flöh hüten als zwei solche [Verliebte]» (12, 470). Zu einem Wirtshaus gehört als Frau «es kuraschierts Mönsch, ... nit öppe son es Tschaggeli, son es Kuderbützi, wo me nit wüss, was hinger oder vorfert syg» (8, 26). «Es meint es jeders Schlärpli, wes chum cha über e Milchhafe us luege, su müess e Ma zuche» (6, 20).

Die Übertreibung hat in der Alltagssprache ihren festen Platz: Des Pfarrers Predigten taten den Bauern «wohl bis in die Schuhe hinunter» (1, 146). «Wenn sie noch ein Brösmeli essen sollte, es würde sie versprengen» (4, 325). Die Mutter «verspritzte fast vor Neugierde» (20, 282). Meyeli schlief, «man hätte Zaunstecken auf ihm spitzen können» (6, 122). Bäbeli «spann sich fast die Seele aus dem Leibe» (16, 149).

Gefühlsbetonte Rede zieht die Hyperbel an; in Schelt- und Drohreden feiert sie Triumphe: Die über einen unangemeldeten Besuch unwirsche Frau des Amtsrichters schilt, Oberamtmanns «meinen, einen Schinken koche man gleich geschwind wie ihre Schnäfeli Fleisch, wo siebenundzwanzig auf ein Viertelpfund gehen» (22, 57). Der Bodenbauer möchte einem bösen Weib «eins zum Grind geben, dass es es dünke, es fahre zrings um dWelt» (4, 78). Michel schlüge einen «stötzlige dür e Bode ab, dass er ungsumt auf der andern Seite rausführe» (20, 264). Die Wirtin Eisi würde am liebsten «dr Herreschleipfe dHaar us em Gring schrysse u ere dZähng acheschla, dass si se i de Schuehne muess sueche» (8, 187).

Weit offen steht die Schatztruhe vokstümlicher Bildersprache – auch hier ist die Freude an der derben Übertreibung augenscheinlich. Neben vielsagenden Einzelverben wie 'abhabern' (ausschelten), 'hündligürten' (knausern), 'zwegkorben' und 'zwegkarten' (aushecken)[34], dem häufigen 'vorfressen' (im Blick auf eine bessere Zukunft über die Verhältnisse leben)[35] und zahllosen andern erscheinen in Massen bildgesättigte Redensarten: Das geht bis Niemerlistag; es ist Mathys am letzten; eine tüchtige Frau lässt nichts an der Haue kleben; ein unglückliches junges Mädchen wollte am liebsten, es wäre sechs Schuh unterm Herd (= Erde); wenns a Notknopf kömmt, wollen alle Meitscheni

---

[34] 20, 333. 269. 280. 176. [35] Zum Beispiel 9, 136. 143. 493.

heiraten; eine Offenherzige räsoniert: «Das hingerm Türli gyge ma ih nit» (6, 115); Uli will keine mit einem blutten Füdle (ohne Vermögen; vgl. 4, 249. 347 und Id 5, 213). Manche Redensart tritt mit einer gewissen Regelmässigkeit auf: den Fuss im Hafen haben, die Finger im Teig haben, die Wurst nach der Speckseite werfen, einer Sache den Tätsch geben, wissen, was ins Mäß mag, der Narr im Spiel sein, Dreck am Stecken haben, die Pfeifen einziehen, die Milch hinunterlassen, den Angstkarren ziehen müssen, für andere die Katze durch den Bach ziehen.

Gross ist die Zahl der Redensarten, die heute kaum mehr durchschaut werden können und nach einer sprach- und kulturgeschichtlichen Erklärung rufen. Gotthelf selber erläutert einmal 'im Runzival sein'[36]. 'Unter dem Hütlein spielen' erscheint öfters in der Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts[37]. Für 'finanziell schlecht stehen, Konkurs machen' kommen u.a. vor 'den Schlegel werfen'[38] und 'für den Hag hinaus husen', 'a Hag use wurschte'[39]. 'Einen über das Kübli lüpfen' (übervorteilen) bedeutet eigentlich 'einen wie ein Kind über das hölzerne Nachtgeschirr halten', ihn also wie ein kleines Kind behandeln[40]. Unter 'dr Däche sy' (der Erste, der Geschickteste, Gescheiteste sein) verbirgt sich das Wort Dekan[41]. 'Karlishof haben' (in froher Gesellschaft schwelgen) ist auf Karl den Grossen oder Karl den Kühnen von Burgund zu beziehen[42]. 'Einen auf der Mugge haben' erklärt sich durch Mugge = Visierkorn am Gewehr[43]. Bei 'einem den Teufel im Gütterli zeigen' (Angst einjagen) denkt man an Schreckmännchen in Fläschchen, die früher auf Jahrmärkten vorgewiesen und als zu Zauberei dienliche Geister aufgefasst wurden[44].

Echt volkstümlich sind ferner die metaphorischen Bezeichnungen für Menschen nach ihrem Äusseren oder ihrem Charakter, wobei die tadelnden und scheltenden bei weitem vorherrschen, etwa: Gstabi, siebenzigjähriger Gritti, alter Käusi; alter Gnäppeler, alter Kratten,

---

[36] «... wo in Roncevals Felsentale von den Helvetiern Rolands Not so treulich geteilt ward, dass noch heutzutage, wenn im Kanton Bern einer in Klemme und Verderben kommt, das Volk sagt, er sei im Runzival» 18 (Sintram und Bertram) 357. – Vgl. Id 6, 1167.

[37] Id 2, 1785: «Der Hut diente bes. früher dazu, allerlei Gaukelkünste zu verbergen.»

[38] 11, 297. Erklärungsversuch Id 9, 262: «Geht wohl zurück auf den Schlegelwurf als altes Symbol für Übereignung.»

[39] 4, 242; 8, 146. 226; 20, 250. – Id 2, 1068: Hag als Einfriedigung des Heimwesens; vgl.: Ein solch Schuldenbäuerlein wolle er bald vor den Hag hinaus gestellt haben (Gotthelf).

[40] 15, 71. – Id 3, 110ff.

[41] 4, 236. – Id 12, 204. [42] Id 3, 460f. [43] 3, 307. – Id 4, 129.

[44] 13, 509. – Id 2, 532f.

Bränte, Blättere, Gränne, Haghuri, Gnürzeni und halblinig Stopfine, Zwänggring, Lachbenz, Hauderihau, Hurlibus, Glücksdüpfi, Gfellhung ... Von den Scheltnamen, die allein im 2. Kapitel des 2. Bandes von 'Anne Bäbi Jowäger' (6, 24ff.) vorkommen, müssen Kostproben genügen: Mädi, dä Sturm, dä Strupf, die schiessige Knieppe, tituliert gleich seiner Meisterin das Mannevolch gemeinhin Stopfine und Schnürfline. Es findet, Jakobli sei ein Löhl, dass er solch ein Faggeli und Häpeli wie Meyeli genommen. Dieses ist in den Augen Anne Bäbis, der alten Surmummle, ein Täschli, e Göhl, e Mägerlig, die hilfreiche Wirtstochter Rösli ein Uflat, e Trüech, e dolder Mönsch, e dunnerschiessige Schlarp, e Wirtshusmore.

Volkstümliche Vergleiche sind beispielsweise: Männer wie Flühe, ein Gring wie ein Mäß, ein Maul wie eine Schlange, Fründ wie Hünd, finster wie in einem Sack, falsch wie Galgenholz, Schulden haben wie ein Hund Flöh, reden wie ein Buch, lügen wie gedruckt, hineinfahren wie ein Stier (oder: Muni) in einen Krieshaufen (12, 294), dastehen wie ein Ölgötz, dahocken wie ein Pfund Schnitz, tun wie eine Katz am Hälsig, in den Tag hinein leben wie die Vögel im Hirse, d Stege ache fahre wie us ere Kanune; die Leute sind Lisi verleidet wie kaltes Kraut, wie es zu sagen pflegte (13, 408); Kinder hängen dem Vater an wie Kletten; Kinder kommen heim, als hätte man sie durch Dornhäge gezogen; Leute gehen mit dem Geld um, als ob sie einen Geldscheisser daheim hätten; in einer Stube herrscht Unordnung, als ob es der Teufel mit Pürzeln gewonnen hätte (13, 309. 321); ein junges Mädchen tut, als wisse es nicht, dass es zweierlei Gattig Leute auf Erden gebe (12, 464).

An Sprichwörtern seien wenigstens genannt: «Wyt vom Gschütz git alt Chriegslüt» (13, 444). «Zuwenig und zuviel verderben alle Spiel» (11, 30). «Angfähr breicht o öppis» (E 2, 17). ... das Sprichwort, «dass der Sparer einen Güder mache» (8, 121). «Chlei Ding freut d Ching, sagt das Sprichwort» (10, 203). «Besser e Lus im Kabis as gar ke Fleisch, seyt me allbets» (8, 202). «... wie es im Sprichwort heisst: Es ist keine Schere, die schärfer schiert, als wenn ein Bettler zum Herren wird» (11, 25).

Zur vollen Wirkung kommen diese Elemente der Volkssprache natürlich erst in der zusammenhangenden Rede: «Du weisst, wie si mrs gmacht het i dr Chile, wo si i üse Bank borzet isch für ds Tüfels Gwalt u z'vorderist abghocket un ihres Gschirr ychedrückt het, as wärs e Ysewegge» (8, 188). [Nach einer verunglückten Gschaui:] «Sie hättens schon für eine Ehre nehmen sollen, dass es nur dr Wert gsi ist, gah z'luege da in ihr Gitzinest hinauf ... Es ist gut, dass man

sich in acht genommen u nit gmeint, mi müess z'sämefüesslige dry. So wie es jetzt ateiget ist, kann man der Sach abwarten» (7, 283f.). «Hör, Grit, sagte Anni, wenn du einen Narr haben willst, so mach dir einen hölzernen, aber lass mich ruhig! Glaubst du, ich solle meinen, du wissest nicht, dass mein Christen auf den Kabisgrat, zu diesem verfluchten Eisi geht, das wissest du nicht, wo im ganzen Kanton kein Huhn ein Ei legt, das du nicht weisst? Sie locken ihn auf alle Weise; sie wissen, dass ich es nicht tun will, darum haben sie dich gesandt, um gut Wetter zu machen. Wie viel haben sie dir versprochen, wenn du die Sache könnest zwegreise?» (18, 61).

Es ist offenkundig, dass Gotthelf in höchstem Grade die Fähigkeit hatte, dem Volk auf das Maul zu sehen[45]. Er kannte die Redeweise der Leute in ihren Höhen und Tiefen[46]. Aber er brauchte sie dem Volke nicht 'nachzuschreiben'; er lebte in der Volkssprache wie der Fisch im Wasser. Seine ganz unliterarischen Briefe, strotzend von mundartlichen Wörtern und Redensarten, vollsaftigen Bildern, erstaunlichen Derbheiten und Übertreibungen, zeugen davon. Er hat «Nerven wie ein Ross» (E 5, 255); er ist «kein Türlistock, nur da, damit jeder Hund an denselben pisse» (E 4, 123); lieber als Geschriebenes lesen wollte er «dreimal hintersi um Burdlef ume laufe» (E 5, 42). Sein Bub hat einen eigenen Kopf, «einen wie ein Baurenhaus» (E 5, 43), und eine Stimme, «der sprengt einmal [als Pfarrer] den Kalch von den Wänden» (E 5, 27f.). Die jungen Schulmeister «fahren in die Schulen hinein wie ein Muni in einen Krishaufen» (E 5, 29). Wenn man dem Regierungsstatthalter «den Teufel im Gütterli zeigt, so gruppet er zusammen wie ein altes Weib» (E 5, 49). Kutschieren «unsere Mooskälber von Beamteten» noch einige Jahre so, «so ist die ganze Pastete d'Schyssgass ab» (E 5, 245).

Er versteht in der Volkssprache zu schreiben, weil die – im volkskundlichen Sinn[46a] – volkstümliche Seite seines Wesens mächtig stark entwickelt ist. Er ist nicht bloss der wohlmeinende Herr Pfarrer, «gar so ein gemeiner und niederträchtig mit jedermann» (2, 161), sondern ein Mensch von ungebrochener Sinnlichkeit, triebhaft, gefühlsgeladen,

---

[45] Gelegentlich bezeichnet er eine Wendung ausdrücklich als volksläufig: «Der [bernische] Edelmann ... bauert wie ein Hellteufel, wie man zu sagen pflegt» (22, 61). «Man sagt, ein Hagelwetter zwänge nicht viel, aber wenn das Hagelwetter in die Küche schlage, so sei alles verloren» (16, 14). «An gar manchem Orte musste sie Chumm-mer-zHülf sein, wie man zu sagen pflegt» (10, 137).

[46] Siehe zum Beispiel 2, 116. 253. 256. 258. 284; 4, 377; 12, 311; 13, 372f.

[46a] R. Weiss a.a.O. (Anm. 1) 8.

«misstreu» (11, 87; E 8, 279), geldgierig (E 8, 318f.), je länger desto mehr dem Neuen und dem Fremden feind, 'abergläubisch', wenn man will – wie seine Bauern.

Aber Gotthelf hat ein Doppelgesicht. Diesem Volksmann ist die Genialität des schöpferischen Menschen zuerkannt worden. Selbst seine 'Volkstümlichkeit' wirkt reicher, tiefer, elementarer als die des 'Volkes'. Der Landpfarrer Bitzius hat zwar zum Entsetzen seiner Amtsbrüder mit unverkennbarer Lust in seinem Neuen Berner Kalender Witze erzählt, hat keine Gelegenheit versäumt, in seinen grösseren Schriften nach der Art volkstümlicher Geschichtenerzähler Schwänke und Anekdoten anzubringen, wie ein Bauer kannegiessert er bisweilen über Politik; aber unter seinen Händen ist aus der geplanten Lektüre für Knechte und Mägde der 'Uli' geworden, aus dem Traktätchen gegen die Kurpfuscherei 'Anne Bäbi Jowäger'.

Bitzius war ein Mann von durchdringendem Verstand und zugleich von hochgesteigerter Leidenschaftlichkeit, ein Bussprediger und Prophet, ein Mahner der Regenten, ein Fürsprech des Volkes, überzeugt von seiner Sendung, ein Dichter. Seine Schriften sind gross, weil ein grossartiger Geist sie durchflutet; gross sind sie aber auch darum, weil dieser die ihm gemässe Sprache gefunden hat: Sei das Wort die Braut genannt, Bräutigam der Geist ...

Das Wort ist dieser «unterdrückten Natur»[47], die auf Taten verzichten muss, höchste Wirklichkeit: Gerüchte stieben durch das Land, «wie es stäubt in einer Mühle oder einer Tenne, wenn brandig oder grau Korn gedroschen oder gemahlen wird»[48]; die Rede ist «eine unsichtbare Hand, wunderbar und vielfach gfingert, mit welcher wir fahren über unserer Mitmenschen Gemüter»[49]. Der Dichter verachtet die Neumodischen mit ihren «glitzernden hagelnagelneuen Wörtern», denen es so bald böset[50]; er weiss um «die Macht des Wortes»[51], um «die Mystik der Schriftstellerei»[52]. Der scharfe Verstand und die Leidenschaft des Tendenzschriftstellers verbinden sich mit einer dichterischen Wortgewalt, der sich auch heute noch kein Fühlender entziehen kann. Als Dichter erweist er sich durch seine urtümliche Lust am Wort, die sich bis zur Raserei steigert, durch sein intuitives Sprachverständnis, durch seine fortzeugende Sprachphantasie, durch die Bildhaftigkeit seines Fühlens und Denkens.

---

[47] E 4, 280f. [48] 20, 284. [49] 6, 18. [50] 7, 214.
[51] Ausführlich 11, 298ff. [52] E 8, 13.

Zeugnisse seiner Sprachlust sind – neben vielem anderen – die Reihungen: bald in Antithesen schwelgende Rhetorik, bald Entladungen der Affekte, bald reines Spiel, nicht selten das alles zugleich[53]. Zu den Leuten, welche neben ungeheurem Selbstvertrauen den kindischsten Autoritätsglauben haben, «gehören Dumme und solche, welche das Gras wachsen sehen, Köchinnen und Juristen, Kammermädchen und Pädagogen, Schneiderinnen und Philosophen, Bürstenbinder und Staatsräte, Sekretäre und Gassenweiber, Knöpf- und Häftlimacher» (6, 124). Sechs Batzen sind nicht viel, «aber immer noch viel Geld für zähes Fleisch beim 'Bären', siebenjähriges Sauerkraut beim 'Ochsen', gräueligen Wein beim 'Löwen' und der vergränneten Frau Wirtin bei der 'Wildsau'» (13, 149). Um im Staate alles zu Geld zu machen, stöbern dienstbare Geister «nach alten Feuerspritzen und Kanonen, Rönnlen und Kuchischäften, Wäldern und Weiden, Schloss- und Pfarrländereien, Teekesseln und Stuhlbeinen, kurz, nach etwas, welches Geld gibt» (E 15, 127).

Mit der naturhaften Sprachlust paart sich jene andere Dichtergabe des unmittelbaren Sprachverständnisses, des intuitiven Blicks für den unverblassten Sinn der Wörter. Manchmal spricht der scharf blickende Verstand: «Schulmeister, Schullehrer, will ich sagen (von wegen die Demut kömmt; Meister sich zu nennen schämen sich die Herren Lehrer mehr und mehr, besonders die unbärtigen)» (7, 212); tiefer dringt der verstehende Blick der Liebe: Dem Dichter gehen Schönheit und hohe Bedeutung des Wortes 'Schatz' für 'Geliebte' auf, und er möchte es «wieder zu Ehren bringen» (5, 374ff., im ganzen 3 ½ Seiten!). Ein Kapitel im 'Anne Bäbi' überschreibt er mit «Wie Meyeli erwarmet» und stellt über dieses «prächtige, herrliche Wort» tiefsinnige Betrachtungen an (6, 24ff., namentlich 47ff.) – so hat Martin Luther im Sendbrief vom Dolmetschen über das «herzlich fein Wort» 'lieb' gesprochen.

Mit diesem Blick für den Sinn der Wörter verbindet sich aufs engste eine überwache, unendlich reizbare Sprachphantasie, die sich an einem Wort oder einer Redensart zu entzünden vermag. Auch hier ist öfters der Verstand mitbeteiligt: In einem Referat vor seinen Amtsgenossen kommt er auf die sogenannten Halbgebildeten zu sprechen, lehnt diese Bezeichnung ab und fährt weiter: «Halb sind diese Leute allerdings», und dann wird diese Feststellung auf mehr als einer Druckseite abgewandelt, wobei 22mal das Wort 'halb', 4mal 'Hälfte' verwendet wird. «Halb sind diese Menschen bei ihrem Geschäft, ... halb sind sie

[53] Um ähnliches zu finden, muss man wohl bis zu Johann Fischart zurückgehen; vgl. H. Sommerhalder, Johann Fischarts Werk (Berlin 1960) 34ff.

im Kaffeehaus oder in der Pinte. Dort lesen sie eine halbe Zeitung und verstehen sie halb, trinken einen halben Schoppen... Was man ihnen sagt, verstehen sie halb, und was sie sagen, ist höchstens halb zu glauben» usw. (E 11, 111f.). Manchmal wird aber einzig die Bezeichnung 'dichterische Inspiration' dem Vorgang gerecht, etwa wenn aus dem armen Wörtlein 'Strich' – dem leidenschaftlichen Jäger Bitzius wohlvertraut – wie durch ein Wunder ein Gemälde entsteht: Die zweite Hälfte des Winters ist «einem gewissen Strich sehr günstig, denn es gibt nicht bloss Schnepfenstriche und Wachtelnstriche, sondern noch andere, es gibt auch Weiberstriche und Meitschistriche. Nun, die Meitschistriche sind bekannt, dauern das ganze Jahr durch, besonders an Sonntagen, sonst aber auch, wo ein Geiger geiget oder ein Mannsbild ein Bein lüpft. Ältere Weiber von der ärmern Seite streichen dagegen gerne um diese Zeit und halten sich am liebsten an Orten auf, wo ein warmer Ofentritt ist und eine reiche Bäurin Kuder spinnt, während das Volk drescht draussen im Tenn, packt da aus, was sie an gängiger Ware hat in ihrem Gedächtniskrättlein und passend glaubt an diesem Orte» (13, 407f.).

Und schliesslich die kostbarste Dichtergabe: die Bildhaftigkeit des Denkens. Es wäre falsch zu glauben, Gotthelf habe seine Gedanken nur deshalb in Bilder gefasst, weil das Volk, auf das er wirken wollte, nach seinen Worten unfähig sei, «Gedanken zu verdauen» (E 5, 295). Er kann nicht anders als in Bildern reden. Für diese Eigenart glaubt er sich in dem eben genannten Referat entschuldigen zu müssen: «Freilich ist mir die Gabe der Abstraktion versagt ... Meine Gedanken haben zumeist Fleisch und Bein; Gestalten, freundliche, feindselige, eine eigene Gespensterart, bevölkern meine Seele, kommen und schwinden, handeln und reden. Was ich von diesen Gespenstern höre, an ihnen sehe, das ist meine Abstraktion.»[54] Wo Gelehrte von der Milieutheorie sprächen, sagt Gotthelf: Es setzt sich bei den Leuten «ein Anstrich ab von ihrer Umgebung, so wie weiss wird, wer viel um den Mehlsack ist, oder schwarz, wer kochen oder ruessen muss» (8, 67). Die Spaltung zwischen Glauben und Leben wird nicht in theologischen Terminis erörtert, sondern in immer wieder neuen Bildern vor Augen geführt, zum Beispiel: «Mein Glaube war mir nichts anders als ein Hausschlüssel, den man, wenn man des Morgens früh ausgeht, in die Tasche steckt, damit man des Abends wieder ins Haus hineinkömmt und nicht draussen zähneklappern müsse» (2, 302).

[54] E 11, 83. – Seine kritischen Zuhörer dankten ihm für einmal «für seinen mit reichem Mutterwitz gewürzten Rapport», für die «überraschende Fülle kühner und lebensvoller Bilder aus der Gegenwart» (E 11, 349f.).

Von geradezu bestürzender Eindringlichkeit ist das manchmal instinktive Zusammenspielen, manchmal auch sehr bewusste Zusammenwirkenlassen all dieser sprachlichen Kräfte, die einander ergänzen, oft auch auf engstem Raum bedrängen. Das lässt sich nicht 'darstellen': die schöne Wirklichkeit kann in ihrer Fülle einzig beim Lesen seiner Schriften nacherlebt werden; diese Zeilen wollen eine freundliche Aufforderung sein.

So wenig also der grosse Epiker bei den Kalenderwitzen und Volksschwänken stehen bleiben mochte, konnte dem Sprachmeister die überlieferte Volkssprache genügen; aber wie hätte er sie verleugnen können? Vielmehr ist es seine besondere Leistung, wie er eine von Generationen geschaffene Sprache erneuert, gesteigert, zu seiner Dichtersprache vertieft hat. Dieser Verwandlungsprozess soll im folgenden dargestellt werden. Dabei ist nicht etwa beabsichtigt, eine zeitliche Entwicklung des Dichters vom Volksmässigen zum Persönlichen zu erweisen; Gotthelf hat von Anfang an das Nebeneinander gekannt, und die reiche Mischung der Töne und Halbtöne zwischen Volkssprache und persönlichem Stil macht nicht den geringsten Reiz seiner Schriften aus.

Fast unmerklich sind die Übergänge von der Volkssprache zur Dichtersprache. Man muss sehen, wie selbst dort – ja, gerade auch dort –, wo die 'authentische' Sprache des Volkes vorzuliegen scheint, also vorab in den Reden, der Dichter am Werk ist[55].

Der Knecht Sami, der seinem Meister, dem Knubelbauer Michel, zu einer Frau verhelfen möchte, spricht bei sich selber: «Michel muss heiraten, selb ist natürlich, tät ers nicht, wärs ja dumm! Die Mutter ist übernächtig; stirbt sie, kommt eine Magd ans Brett und macht dSach, und der Tüfel weiss, wie dann die tut, und was ihr in Kopf schiesst, wenn sie das Heft in die Hand kriegt! ... Aber wohl auslesen muss man, die Katze nicht im Sack kaufen... Es muss kein Geizhund sein, welche einer Floh den Schmutz ausdrückt, wenn sie eine Suppe machen will. Ein Schlärpli wollen wir auch nicht, welches am Morgen sterben will, wenn es aufmuss, den ganzen Tag nichts tut als ums Haus herum gränne, welche die Sonne nicht ertragen mag und den Regen nicht, wo man ein apart Druckli muss machen lassen, um sie im Lande herumzuführen. Auch so einen Ausbund und Meisterkäs wollen wir nicht, welcher alles besser weiss und alles neu will, dem

---

[55] W. Muschg a.a.O. (Anm. 6) 446: «Gotthelfs Dialekt ist nicht im platten Sinne 'wirklich', ist niemals so vom Volk gesprochen worden.»

man keine Hacke recht in der Hand hat und kein Rübli schabt, wie es ihm anständig ist» usw. (20, 166f.). Das Selbstgespräch enthält kaum ein Wort oder einen Ausdruck, die über die Redeweise eines Knechtes hinausgingen; als ganzes genommen ist es bei aller Selbstverständlichkeit in seiner satten Dichte hochstilisierte Kunst. Man glaubt Gotthelf, wenn er gesteht, es gebe ihm «oft lange zu sinnen, was jetzt so ein Anne Bäbi oder ein Mädi antworten müsse»[56], und man begreift das Lob eines Zeitgenossen des Dichters über «die herrliche Fülle in Ausdruck und Wendung, dass selbst geborene Berner staunen müssen»[57].

Es erweist sich als unmöglich, in Gotthelfs Werk zwischen Gemeinsprache und Dichtersprache eine scharfe Grenze abzustecken; bezeichnend ist vielmehr eine breite Übergangszone – gibt es wohl einen besseren Beweis für des Dichters echte Volkstümlichkeit als diesen? Der Vergleich 'ein [frommes] Gesicht machen wie der heilig Firabe' (12, 464) scheint der Volkssprache zu entstammen, und heutige Berner weisen ihn dieser zu; im Schweizerischen Idiotikon ist er aber nur für Gotthelf bezeugt[58]. Ob damit der Ausdruck tatsächlich auf Gotthelf selber zurückgeht, bleibt offen. Dasselbe gilt zum Beispiel für das Adjektiv 'bubig' (bubensüchtig): «Kaum sind sie [die Mädchen] aus dem Ei geschlüpft, sind sie schon bubig» (12, 467), eine sicher eindrückliche Analogiebildung zu 'stierig'[59].

Am dringlichsten stellt sich das Problem in den direkten und indirekten Reden. Massenhaft begegnen hier Ausdrücke, welche die Frage aufdrängen, ob es sich um überlieferte Redeweise oder um eine Neuschöpfung des Dichters oder etwa um spontane Bildungen sprachbegabter Dritter handelt, die Gotthelf sich gemerkt hat. Diese dritte Möglichkeit ist bei seiner Gabe des Zuhörens und bei seinem staunenswerten Gedächtnis[60] stark in Rechnung zu stellen.

Unter den fast zahllosen bildlichen Redensarten in Gotthelfs Werken, die um den Teufel kreisen, stehen viele eindeutig volkstümliche[60a] wie: «Es sei, wie wenn der Teufel in ihns gefahren» (22, 137). «Eine Mutter, welche dem Teufel von dem Karren gefallen» (20, 171). «Der Teufel ist ein Schelm» (13, 181). «Ich wollte, sie wären an ds Tüfels Kilbi» (18, 65). Dagegen wird kaum zu entscheiden sein, ob die folgenden Gotthelf selber oder einem unbekannten Sprachbegabten aus

---

[56] E 5, 244. [57] E 5, 316. [58] Id 1, 37.
[59] Drollig ist auch 20, 164; vgl. Id 4, 947: 'bubig' (Gotthelf); Id 11, 1239 s.v. stierig.
[60] E. Strübin a.a.O. (Anm. 4) 6.
[60a] Siehe Id 12, namentlich 674ff.

dem Volk zuzuweisen sind: «Denk, es isch e Tüfel, u wenn du dSäu plagst, plagt dich dr Tüfel o!» (20, 231). Wenn zwei zusammenwollen, «leert dr Tüfel dHöll und schickt all Tüfle us, für z'lüge und z'verlümde» (18, 100). «Er zeichne ihm mit seinen fünf Fingern das Gesicht, dass man meine, der Teufel und seine Grossmutter hätten darauf g'neujahret» (10, 136f.). Wybervolk ist falsch: «Es nimmt mi Wunder, dass es dr Tüfel ma; wahrschynlich macht er Wedele drus u heizt dr Grossmutter dr Ofe drmit» (20, 214). Ähnlich steht es mit den von Gotthelf geliebten starken Hyperbeln für lautes Reden, Rufen, Lachen, Schnarchen[61].

Bei den folgenden Beispielen (und vielen andern) ist man versucht, sich Gotthelfs 'Gewährsleute', beziehungsweise die Urheber der mehr oder weniger persönlichen Redensarten vorzustellen: einen der Magnaten aus den 'Dörfern': Ich begehrte nicht dabei zu sein, wenn mindere Leute ans Brett kommen; «da müsste ich ein Doppelschloss an den Hosensack machen lassen, wenn ich bei Geld bleiben wollte» (12, 318); eine der Pfarrfrauen aus Gotthelfs Bekanntschaft: «Die hütige junge Herrleni [Pfarrer], ... Plütterlüpfe, die anfangs Gesichter machen, als wollten sie ohne Fecken zHimmel fahren» (6, 56); eine vertraute Wirtin: «Ich wollte der [naschhaften] Köchin schon lange ein Gitter vors Maul machen lassen, aber es will mir kein Spengler dran hin» (14, 135); Gotthelfs originellen Hausarzt und Freund Dr. Maret: [62]«Die kranke Base isch e Narr..., da lyt sie bis am nüni, suft Kaffee wien e Chueh und frisst Eiertätsch drzue e Hands dick» (5, 202).

Von diesen Grenzgebieten aus soll nun versucht werden, weiter in Dichters Lande vorzudringen. Wie er sich durch die Volkssprache hat inspirieren lassen und wie er sie weitergeführt hat, soll an den metaphorischen Redensarten und an den Vergleichen gezeigt werden.

In seinem Verhältnis zur Metapher erscheint des Dichters Gabe der intuitiven Sprachschau, der fortzeugenden Sprachphantasie, des anschaulichen Denkens (siehe oben S. 140) in hellstem Licht. Wie nah diese Bilderrede seinem Herzen stand, wie hoch er aber auch ihre Wirkung auf die Leser einschätzte, lassen manche seiner Kapitelüberschriften erkennen: Wie ein Pfarrer einen kann aus dem Himmel fallen lassen (Bauernspiegel), Wie man hungrigen Vögeln Lätschen stellt (Schulmeister), Ein Vikari tut einen Fehlschuss, Jetzt geht der Katze das Haar aus, Wie eine alte Frau einen jungen Herrn [Pfarrer] übers Knie nimmt (Anne Bäbi) u.a.

---

[61] Siehe 9, 608; R. Hunziker weist offenbar alle diese Redensarten Gotthelf selber zu.
[62] C. Müller, Jeremias Gotthelf und die Ärzte (Bern 1959) 30f.

Mehr als das: Der Dichter sieht tatsächlich die alten Bilder neu. Aus dem abgeblassten 'uf den üsserste Äste si' (ökonomisch bedrängt sein)[62a] wird dann: der Lebenslauf eines mit Schulden Behafteten «besteht oft darin, dass er von Ast zu Ast springt, bis endlich einer der äusseren Äste unter ihm bricht»[63]. Er erlebt und 'begreift' sie wie sein Uli; dieser nämlich «begriff es alle Tage besser, wie man von einem sagen könne, er habe die Wände auf springen wollen, kam es ihn doch selbst alle Tage an» (11, 181). Weil er die Bilder so persönlich erlebt, kann er sich mit dem überkommenen abgeblassten Gut nicht begnügen. Er verändert es nach zwei Seiten: Er verhilft ihm zu seinem ursprünglichen Glanz, und zugleich entzündet sich seine ungestüme Phantasie an dem Geschauten und bemächtigt sich seiner.

Gotthelf liebt besonders die Übersteigerung. Er praktiziert sie bei einzelnen Wörtern: Neben den weiblichen Giftlöffeli[64] soll es auch männliche Giftgöhn, Giftkellen geben, und Vreneli nennt den alten Joggeli ein Giftbecherli (11, 64). Noch häufiger erscheint die Übersteigerung in Redensarten; 'das Pulver erfunden haben', 'der Teufel ist los', 'es fällt mir ein Stein vom Herzen' und viele andere Metaphern werden mit einem «nicht nur» emporgetrieben: «Der Hochmut, der, weil er den grossen A kennt, sich einbildet, er habe nicht nur das Pulver ersinnet, sondern sogar das ganze ABC von A bis Z...» (6, 95). Wenn in ein bäuerliches Amtsgericht die Politik sich einschleicht, «dann ist nicht bloss der Teufel los, sondern es ist, wie wenn jeder Teufel sieben Teufel im Leib hätte und des Teufels Grossmutter Präsident wär» (13, 105). «Da wars der Gotte, als ob nicht nur sämtliche Emmentaler Berge ihr ab dem Herzen fielen, sondern Sonne, Mond und Sterne, und aus einem feurigen Ofen sie jemand trage in ein kühles Bad» (17, 19)[65].

Sehr bezeichnend ist ferner die Kombination und die freie Variation vorgefundenen Gutes. Von den Stadtherren behauptet ein Professor: «Während sie die Gesundheit zum Fenster hinauswerfen, sollte der Doktor sie ihnen wieder hinten hineinschoppen» (5, 63) – nach der Umgangssprache wird das Geld zum Fenster hinausgeworfen, und von Gastgebern, die ständig zum Zugreifen nötigen, wird gesagt, sie wollten einem das Essen noch hinten hineinschoppen. «Es gibt Leute,

---

[62a] Id 1, 573. Vgl. 'Zeitgeist und Bernergeist' (13, 453): «So weit aussen auf den Ästen ist Hans doch noch nicht.»

[63] 2, 227; ähnlich wird 'nicht alles an einen Nagel hängen' (12, 70) umschrieben.

[64] Id 3, 1154: «Weib, das aus angewöhnter Verbitterung giftelt.»

[65] Vgl. Th. Salfinger a.a.O. (Anm. 14) 91.

sie meinen, sie hätten die Weisheit mit dem Breilöffel gefressen» (11, 234) ist volkstümlich, «die habe gemeint, sie habe die Weisheit mit Kaffeechachlene trunke» (7, 65) eine Neubildung Gotthelfs. Im Anklang an 'däm chalberet no der Holzschlegel' (für: unerwartetes Glück haben) wagt der Dichter so kühne Personifikationen wie: Es gibt Leute, die meinen, «das Glück habe all Tag Jung» (13, 272) und «De nütnutzigste Täsche chalberet s Glück eine zuche» (5, 405).

Dem Dichter ganz besonders gemäss ist das, was man das 'Fortzeugen' nennen möchte. Sobald er nämlich eine Redensart 'beim Wort nimmt', drängen sich dem Phantasiebeherrschten schwarmweise Assoziationen auf, die ihn zu Weiterbildungen treiben. Änneli «düechte es, das Herz müsse ihm zerspringen – und es wolle ihm die Seele oben zum Kopfe hinaus» (7, 40). «Da Mädi der erste Schuss hintenhinausgegangen war, lud es einen zweiten» (6, 46). «Das war ein gefunden Fressen für Niggi Ju, ein appetitlicher Knochen, den er alsbald... apportierte» (21, 204). Die Redensart 'aus der Haut fahren' reizt ihn zu immer neuen variierenden Erweiterungen: «Wie ein Doktor aus der Haut fahren will und ein Pfarrer ihn wieder hineinstösst» (6, 219, Kapitelüberschrift!). «Wärs möglich gewesen, die Wirtin wäre aus der Haut gefahren, die war aber währschaft» (18, 95). Ein Schuhmacher näht so langsam, «dass man zwischen jedem Stich zweimal aus der Haut fahren könnte und zweimal wieder hinein» (15, 140). «Es fehlte nicht viel, so fuhr der Alte wie eine Büchsenkugel aus dem Laufe aus der Haut und durchs Fensterchen den Burschen an den Kopf» (22, 139).

Oft genügt Gotthelf als Anstoss ein einziges 'Stichwort', etwa Steckenpferd oder Blitzableiter: Der junge Hans in 'Zeitgeist und Bernergeist' «ritt... zwei Steckenpferde; das erste war das Heldenpferd, das Schlachtross... Er hatte aber noch ein Pferd, welches er noch schöner ritt und gar nicht wie ein Schneider, es war das Emanzipationspferd...» (13, 179f.). Der junge Leutnant war eine willkommene Erscheinung, «hauptsächlich als Blitzableiter für die Frau Oberstin, die heute voll Nebel und elektrischen Stoffes war, so dass sie, wo man sie auch berühren mochte, ringsum Funken stob» (22, 82).

Auf diese Weise wachsen sich unter den Händen des Dichters die volksläufigen metaphorischen Redensarten unversehens zu ganzen Bildern aus, zum Beispiel 'Mädchen beissen an' (18, 99f.), 'auf den Kopf gefallen sein' (6, 126), 'alles geht dem Teufel zu' (16, 149), 'das erste Ehegewitter' (11, 60). Manches prägt sich ein durch seine volknahe Drastik, wie das Bildchen vom Nürnberger Trichter: Man betrachtet die Schulen nur als Nürenberger Trachter, durch welche

man dem Kinde soviel einlässt, als hineinwill; und will es obenaus, so nimmt man einen Stämpfel und stungget das Ganze tüchtig zusammen, damit man noch eine Melchteren voll hineinschütten kann[66]. Unvergleichlich sind Gemälde wie das von den Leuten, die mit offenen Augen schlafen, wo der vom Bild Überwältigte auch den Leser unwiderstehlich hinreisst: «Es gibt wohl Leute, die nicht nur wie die Bären den Winter durch, sondern Tag um Tag, Jahr für Jahr schlafen; diese haben von dieser Not noch nichts wahrgenommen. Es gibt Leute mit hartem Schlaf. Das ganze Haus ist in Brand, es knistert, sprätzelt, prasselt oben und unten, Flammen, Rauch um und um, sie erwachen nicht; sie erwachen nicht, bis die Flamme aus ihrem Hauptkissen lodert, das Dachbett dampft, der Strohsack in hellen Flammen steht; dann schrecken sie auf, rollen die Augen, verwerfen die Hände, aber schreien können sie nicht mehr, können nicht aufspringen, können nur im Feuer sich wälzen und elendiglich verbrennen. Solche Menschen kann ich auch nicht wecken, die verstehen mich nicht; ich möchte schreien, wie ich wollte, sie würden sagen: Dä redt doch afe udütlig!» (15 [Die Armennot], 126).

Schliesslich ist noch von der eigentlichen Krone der Metaphorik, vom Wortspiel, zu reden. Es liegt auf der Hand: Wer die Bilder wirklich schaut, sie ernst nimmt, ist auch am besten befähigt, sie zu durchschauen, hinter ihnen die ursprüngliche Bedeutung zu sehen.

Gotthelf ist ein leidenschaftlicher Spieler. Er spielt oft nach der Art des Volkes: Am 16. Oktober, dem Gallentag, fanden die Grossratswahlen statt – «ja wohl, da gab es Galle an diesem Tag» (24, 147). «Langnau ... ist gleichsam das Schloss am grössten Buch, dem Entlebuch» (12, 202)[67].

Aber damit ist sein Spieltrieb längst nicht gestillt. Gelegentlich macht es ihm Spass, den Leser vom ursprünglichen Wortsinn zur übertragenen Bedeutung hinzulenken: Die Schützenbrüder «waren nicht mit der Fahne ausgefahren, die eigentliche flatterte schon mehrere Tagen von der sogenannten Fahnenburg, ...und doch brachte jeder seine Fahne mit, aber die blieb stecken im Kopfe eines jeden» (13, 374)[68]. Häufiger führt er ihn umgekehrt vom Bild zum Ursinn zurück: Eine gefallene politische Grösse muss von Zeit

---

[66] 3, 349 (im Original in indirekter Rede).

[67] 21, 274 zitiert Gotthelf als «ein bekanntes Schifferwort auf dem Thunersee» das Wortspiel «der Berner hat nur Klauen, zu nehmen, nicht zu geben, er weiss besser ziehen wann steuern».

[68] Id 1, 829: Fahne = Rausch; auch volkstümliches Wortspiel.

zu Zeit den alten Spiessgesellen «Geld schwitzen. Schweiss schwächt aber, besonders silberner...» (12, 61).

Nicht selten erreicht er jenen erwünschten Schwebezustand zwischen ursprünglichem und übertragenem Sinn, der den besonderen Reiz des Wortspiels ausmacht: Wirtshaushocker kriegen daheim sommers und winters Kifel (Hülsenfrüchte – Zank)[69], und ihre Weiber waschen ihnen ohne Waschlumpen den Kopf (1, 340); nach einer Zecherei «hatte Hans Jakob einen wackeren Säbel, der ihm immer zwischen die Beine kam, das Heimgehen bedenklich machte und sehr beschwerlich» (20, 333)[70]. Spiel schliesst Tiefsinn nicht aus: «So schwer hatte die [bedrückte] Dorngrütbäuerin noch nie heimgetragen, auch wenn sie einen Korb voll Birnen auf dem Kopf getragen und einen Kratten in der Hand» (7, 175). Vieles gehört allerdings ins Gebiet der reinen Wortakrobatik: Heiratsaussichten – Aussicht auf dem Niesen (19, 95), zwei Sorten Bärte (13, 321), der Daumen fällt einem in die Hand (19, 86; vgl. Id 12, 1823 f.), der Sache einen Tätsch geben – Eiertätsch (13, 68), das vierfache Spiel mit dem Wort 'brechen' (23, 234), oder gar: «Bei dem neuen Wirte konnte man dann den Speck von der Maus kaufen... Doch bitte ich, das vom Speck nur bildlich zu verstehen, denn in solchen Wirtschaften wäre selten wirklicher Speck zu haben gewesen, obwohl es an Schmutz [Fett – Dreck!] nicht mangelte»[71].

Das Glänzendste in dieser Hinsicht ist das Wortgeplänkel des Herrn Amtsschreibers, der mit einem vornehmen Gast «ein Fischlein essen» will, und der ärgerlichen Wirtin; da wird im Blick auf die Fischmahlzeit mit der Redensart 'einem die Fische in die Bähre [das Fangnetz] jagen'[72] gefochten. Auf die freundliche Nachfrage des Herrn rühmt sie den Geschäftsgang gar nicht «und machte dazu ein Gesicht, wie wenn sie des Herrn Amtsschreibers Schnupfdrucke schlucken sollte. 'Pardieu', sagte der Herr Amtsschreiber, 'klaget nicht! Wem die Fische in die Bähre laufen ungejagt wie Euch, soll nicht klagen. Wollte wohl gerne mit Euch tauschen.' 'Ihr vexierert, wurdet Euch wohl noch besinnen, und von wegen den Fischen hat der Herr Amtsschreiber nicht zu klagen, die fettesten und grössten jagt man in seine Bähre,

---

[69] 16, 122; vgl. Id 3, 175: das Wort wird schon im Jahr 1651 in einem volkstümlichen Wortspiel gebraucht.

[70] Dieser Satz kommt einer Erklärung des volksläufigen Sabel = Rausch (Id 7, 36) gleich.

[71] 16, 121; vgl. Id 4, 474 und 10, 88: 'aus zweiter Hand unvorteilhaft kaufen'.

[72] Id 4, 1455: «Anderen nutzen schaffen und die fisch in die beren jagen» (Eidgenöss. Abschied von 1586).

und wenn schon hie und da ein Hürlig sich zu uns verirrt, so ists ebe nume e Hürlig, e klyni Krott und nume Grät statt Fleisch. Aber von wegen den Fischen, wie wollt ihr sie, gebacken oder an einer Sauce?'» (18, 65). Die Szene endet am Fischtrog mit dem kläglich missglückenden Versuch des Amtsschreibers, mit dem Bährlein zwei Prachtsstücke zu fangen, die die Wirtin dem «Donnstigs Herrengeschmäus» nicht hat gönnen mögen (S. 68)[73].

Wenden wir uns nun den Vergleichen zu. Wie bei den Metaphern stellt sich der Dichter zunächst in eine Reihe mit den vielen Sprachbegabten aus dem Volk. Er benützt wie diese gewisse feste Vergleichsschemata, die zu Analogiebildungen geradezu einladen. Zu den volkstümlichen Vergleichen für 'dicker Bauch' – im Schweizerdeutschen Wörterbuch sind es Bd. 4, 972f. sechs – fügt er analogisch 'ein Bauch wie ein Landfass' (20, 163), zu den landläufigen für 'dicker Kopf' ein Gring wie ein Mäß (4, 113), wien e Buchbütti (5, 177), ein Kopf wie ein Bombenkessel (3, 57), wie ein Käskessi (20, 163) u.a. Wie bei den Metaphern liegen Verstärkungen nahe; Augen wie Pfluegsrädli werden zu Augen wie Fürsprützerädli (7, 206), «Augen, gegen welche Stierenaugen Kleinigkeiten sind» (20, 333). Das fruchtbare volkstümliche Vergleichsschema 'ein saures Gesicht machen wie...' wird analogisch ausgebeutet und übersteigert zu: ein Gesicht, dass man junge Katzen hätte erstrecken (4, 96), womit man Muheime hätte vergiften können (5, 363), als ob einer hundert dörnige Wedeln gefressen hätte (16, 138); ein Gesicht, mit welchem man das ganze Inkwiler Seeli (16, 117), den Thunersee zu Essig machen könnte (12, 391)[74]; ein Gesicht, dass man das Weltmeer (12, 362), Erdboden, Sonne, Mond, Sterne vergiften könnte (14, 68)[75].

Freiere Analogiebildungen und Variationen schliessen sich an. 'Fleisch, zäh wie Handschuhleder' gibt Anlass zu «ein Mannli hat... eine Geduld, zäh wie Handschuhleder»[76]; entsprechend den volkstümlichen 'arbeiten wie ein Ross', 'stark wie ein Ross'[77] wird «Fieber haben wie ein Ross» gebildet (12, 333), und wenn Männer daherstür-

---

[73] Auch in den Briefen sind Wortspiele nicht selten. E 5, 43 (an Burkhalter): «G'schribnigs lese hat noch heut zu Tag für manchen Christi und manchen Hans Ulli e Nase, wenn man es auch seiner Nase nicht ansieht.» E 8, 299 (an Fröhlich): «[Erziehungsdirektor] Moschard macht alles nur halb; er hat zwar einen Schnauz, aber die Haare auf den Zähnen fehlen noch.»

[74] Id 2, 529 s.v. Essich.

[75] Ein anderes fruchtbares Schema ist 'von etwas so viel (= so wenig!) verstehen wie...', siehe zum Beispiel 2, 224; 4, 118; 13, 469.

[76] 20, 226; vgl. Id 3, 1073. [77] Id 6, 1415.

men wie ein Muni in einen Krishaufen, warum nicht ein wütendes Weib «wie eine Ländersau in einen Bohnenplätz» (8, 274)[78]?

Aber damit hat sich schon das Reich des Dichters aufgetan. Der Vergleich ist Gotthelfs persönlichstes Stilmittel (wenn man überhaupt dieses allzu bewusst klingende Wort gebrauchen will). Mit Vergleichen erläutert er die ganze Schöpfung durch die bunte Fülle der Dinge selber. Er erstaunt durch seine Treffsicherheit wie durch seine Kühnheit. Beinahe alles, was Namen hat, zwingt er in seinen Dienst: die amerikanischen Geier und die Katzen vor dem Erdbeben zu Lissabon, Louis Napoleon und den Rattenfänger von Hameln, einen österreichischen Korporal und eine eidgenössische Militärinspektion, den Magnet und den elektrischen Strom, das Siebengestirn und die Sternschnuppen[79]. Erstaunlich ist der Reichtum der Farbtöne. Wenn trotz ihrer Originalität die Vergleiche im ganzen volkstümlich wirken, dann darum, weil dieser Mann des tätigen Lebens sie doch bei weitem am häufigsten dem nächsten Erfahrungsbereich, der häuslichen und bäuerlichen Umwelt, oder dann seiner zweiten Heimat, der Welt der Bibel, entnommen hat.

Strohdächer «hingen wie alte, wüste Nachtkappen über die kleinen Fenster herein» (22, 229). «Mädi polterte im Hause herum, als wären sieben Rosse abgekommen im Stall» (5, 131). Michel «fuhr durch die Flut der Menschen wie durch weichen Schnee der Schneepflug» (20, 231). Geschmacklose Kinderkappen, «gross wie ein doppelt Bernmäß, mit Lätschen drauf wie Faßnachtküchli» (8, 70). Junge Mädchen «kämmen die Haare herunter bis unters Kinn, dass man glauben sollte, ... [sie] stammten von Jagdhunden mit Lampiohren» (12, 154). Eine gute Frau ist «was ein warmer Ofen in einem harten Winter» (11, 284). Anne Bäbi und Mädi kamen «dahergeflogen wie zwei Gluggeren, denen der Habk hinter die Hühner will» (6, 126). Die Gotte rückte [mit Geschenken] an, «schweissbedeckt und beladen wie das Neujahrkindlein» (17, 11). «Immer voller von Menschen und Vieh wurden die Strassen, alles hing aneinander wie Froschlaich» (12, 208). Der schwitzende Michel in seiner neuen Sonntagskutte «rauchte wie ein Schmelzofen» (20, 185). Die Bürgerin Sabine hatte Löcher in den Strümpfen, «so ganz unbedeutende, keines grösser als eine weltsche Baumnuss» (16, 94). «Der Pfarrer kam sich [in der kalten Kirche] erwärmen, ... wenn er in der Kanzel auf- und niederfährt wie ein Eich-

---

[78] Id 7, 1507: «Gotthelf».

[79] 13, 319; 13, 245; 12, 308; 12, 317f.; 13, 324; 16, 132; 12, 243; 12, 211; 5, 141.

horn an seinem Gitter» (13, 486). «Es war ein Wintertag, in dunkelgrauen Nebel war die Erde gehüllt wie in grobes Packtuch» (13, 479). «Die Hebamme glühte [beim Zubereiten des Taufemahls] wie einer der drei aus dem feurigen Ofen» (17, 19). Das entsetzliche Klavierspielen, «davon alle Wände zittern wie die Mauern von Jericho vor den Posaunen» (22, 55). «Am Morgen [des Langnauer Marktes] brüllt das Vieh durcheinander wie in der Arche, wenn Noah sich verschlief und das Füttern vergass» (12, 203). Die Töne der Kirchenglocken beruhigen «wie das Öl, das Aarons Haupt umfloss und Ruhe in sein Herz ihm goss» (7, 232)[80].

Die Vergleiche häufen sich, wenn der Menschenmaler Gotthelf seine Personen beschreibt.

Scharfgesehene Einzelzüge gibt es in Menge. «Mani hatte einen artigen Bauch sich angegessen und -getrunken, welcher ihm wie ein Bettelsack vornen herunterhing» (12, 58). Die einen Leute haben «Zähne einem Hund zTrotz, die andern nur so Storzen wie verbrannte oder verkohlte Zaunstecken» (20, 203). Kellerjoggis Augen «tropfen wie ein altes Weinfass» (7, 191). Mädchen mit einer Farbe «wie abgestandene Sauerrüben und Figuren wie Storchenbeiner» (20, 203). Die Bäuerin lachte, «dass ihr der ganze Vorderteil auf und niederging wie der Schlägel in einer Ölstampfe» (19, 14).

Mit grosser Treffsicherheit werden kleine Skizzen hingeworfen. Durslis lustige und liebe Kinder waren klein «wie Ankenbälli, mit roten Backen und Augen wie Reckholderbeeren darin. Dann wuchsen sie auseinander schlank und schnell wie das Werch in der Bünde» (16, 140). Elisabeths «Gesicht war rotbrächt, glich aber einer Pflaume, welche eine Gremplerin zum Fingerle zurechtgelegt, damit ihre Kunden an den andern Pflaumen den Tau nicht abwischen» (16, 10). Die Küherfrau war «eine gar muntere und berühmte Frau, sie hatte Arme wie ein Rafentannli und Hände wie ein Dackbett und einen Lempen unter dem Kinn trotz ihrem besten Hopi» (3, 115).

Aber das Äussere ist ja vor allem Abbild des Innern, jener «unsichtbaren Werkstätte, aus welcher das äussere Leben trittet» (15, 113). Gotthelf ist der grosse Seelenkünder, aber nicht in der abstrakten Sprache der Psychologen, sondern der sinnlichen des Dichters. Er hält es also gerade auch hier mit dem Volk, wo er es hoch überragt. Der Geist, die Seele, das Gewissen, das Herz sind für ihn greifbare Wirklichkeit: Viele Menschen haben «wenig Geist; nur aus überflüssigen

---

[80] Siehe ferner etwa 5, 344; 12, 55f.; 22, 114.

Abschnitzeln anderer besteht er» (1, 213). Leuten, die keinen Sonntag mehr haben, «dorret ihre Seele zusammen zu einem ledernen Sack oder formt sich in Gestalt einer eisernen Kiste» (E 11, 109). Eglihannes hat «Sohlleder am Gewissen, mit Mäuseköpfen [Schuhnägeln mit dickem Kopf] festgenagelt» (12, 251). Es gibt Leute, die «mit Holzschuhen und Rossnägeln auf Menschenherzen herumstolpern» (1, 87). Das Herz wird mit einer Ankenballe im Mai, einem Birnenschnitz in heisser Butter, einer Kalbsleber, einem Holzschopf verglichen; ein Herz voll Elend schwillt auf wie eine Sauerkabisstande; ein enttäuschtes, leeres gleicht einem vorjährigen Wespennest; das Herz drückt das arme Mädi, als ob eine dreizentnerige Sau darauf hockte; Jakoblis Herz zieht sich zusammen, wie ein Geldseckel zusammengeht, wenn man am Schnürchen zieht; des alten Käthis verjüngtes Herz gleicht einer Blumenzwiebel, die neu treiben will, Grünes und Schönes – und Gotthelf bringt es fertig, sich in merkwürdiger Verblendung das Dichtertum abzusprechen, weil er keine schickliche und keine passende Vergleichung für ein aufgewühltes Meitschiherz finde (12, 145)! Eine halbe Seite weiter schildert er den Seelenzustand eines Mädchens so: Das Herz schlug Änneli «wie eine Ölstampfe, die Beine wurden ihm so schwer, als wären sie von Buchenholz, der Atem kam ihm so mühselig, als müsse es ihn durch die Tabakspfeife eines Schweinehändlers ziehen, welcher sieben Jahre lang kein Atem gemacht wurde».

Überhaupt versteht er es meisterhaft, Stimmungen und Gefühle sichtbar zu machen. Der Jammer schnürte Änneli den Hals zusammen, «als hätte es die herbste Kannenbirne gegessen» (12, 391). Hans Joggi stand da «wie ein verblüffter Bohnenstecken» (16, 95). Die Liebe überfällt ein junges Mädchen; «da wars, als ob man mir einen Stein ans Herz würfe» (7, 207). Es kam Meyeli «ein Wohlsein an, dass es ihns manchmal dünkte, es müsse zämmefüesslige in den Himmel gumpen» (6, 51).

Bewundernswert ist die Gabe, die Wesensart eines Menschen in einem knappen Satz zusammenzufassen: «Mädchen, wo einem so in den Mund fliegen, wie im Sommer die Muggen» (7, 168). Ein Meitschi «wie aus Seide und Sammet gemacht und ordlig wie ein Lebkuchen» (7, 259). Ein Basler Handlungsreisender, «trocken wie seine Kaffeesäcke, um die er handelte, herb dazu wie ein halbreifer Holzapfel» (8, 288). Leute mit «Nerven so dick wie dreibatzige Stricke» (12, 414). Der Vater «war wie eine Uhr, die man am Morgen aufzieht und die am Abend abläuft» (1, 45). Lisi erschien unter den verderbten Gästen der Schnapskneipe «wie eine Göttin, wie Proserpina in der Unterwelt» (16, 11).

Von dem Seelenkenner ist nur ein kleiner Schritt zu dem Denker Gotthelf, der sich als Theologe, Pädagoge, Politiker und Kulturkritiker nicht nur mit dem Schicksal des Einzelnen, sondern mit dem Geist der Zeit auseinandergesetzt hat. Wenn wir bis jetzt der Übersicht wegen Metaphern und Vergleiche gesondert betrachtet haben, verzichten wir nun auf diese künstliche Scheidung; denn gerade in den genannten Bereichen setzt er alle Möglichkeiten sprachlicher Gestaltungskraft rückhaltlos ein. Er tut es als Dichter; seine Gedanken haben tatsächlich Fleisch und Bein (siehe S. 142). Auch hier stimmt er mit dem bildhaft denkenden Volk zusammen und hofft sich ihm verständlich zu machen. Wie weit er aber über es hinausragt, zeigen am besten jene gängigen Alltagsvergleiche und -metaphern, die er unversehens in eine ungewohnte geistige Sphäre hinauf hebt: Recht und Unrecht liegen durcheinander wie Kraut und Rüben (5, 213). 'Mit Gewalt hebt man eine Geiss hintenume' gebraucht er das einemal wie das Volk (5, 283); er kann aber auch sagen: «Wo kein Gewissen ist, aber kundige Hände, da lüpft man nicht bloss eine Geiss über Ort, sondern ein ganzes Volk» (13, 163). Er liebt das volkstümliche 'schreien, als ob man am Messer stäke'; Annebäbi aber brüllete auf die Bekehrungsversuche des Vikari «wie man auf dem Lande sagt, graduse..., als ob man es an einem Messer hätte. Es stach allerdings an einem Messer, aber an einem geistigen» (6, 177).

In dieser jedermann zugänglichen Bildersprache wird wie selbstverständlich über Ehe und Kindererziehung, Bildung und Schule, Gesellschaft, Staat und Politik, Weltanschauung und Religion gesprochen: Flatterhafte Mädchen stürcheln durchs Leben in die Ehe hinein (15, 113), «stellen sich vor, in einer Ehe sei lauter Juhe und lindes Brot» (15, 109); unvernünftige Eltern träumen sich die Kinder «als lebendige Engel, und die Freude an ihnen ist so gross, dass kein Mäss sie fassen könnte. Nun füttern die einen die Kinder, dass alles an ihnen, Leib und Seele, lauter Bauch wird...»(23, 123). «Eine Geographie der Herzen täte ebenso not als eine von Spitzbergen» (2, 237). Man meint, «eigentlich hätte der liebe Gott mit jedem Menschen ein himmlisches Kindermädchen sollen geboren werden lassen» (9, 222). «Die sogenannten Gebildeten, ... deren Bildung aus nichts besteht als aus einigen angepflasterten Floskeln und Phrasen, welche aus dem Pflasterkübel des gröbsten Maurers zu kommen scheinen» (13, 133). Die oberen Stände meinen, «während sie zart wie Meerschaum seien ,... so seien die unter ihnen angfähr so wie ein Hausgang, auf dem man hin und her wandeln kann mit allerlei Schuhen, ohne dass es ihm viel macht» (5, 289f.). Heutzutage glaubt mancher, man werde ein Ehrenmann, «wenn man Ratsherr oder Haupt-

mann werde oder gar Präsident von irgendwas, und wäre es nur von einer Rebstecken- oder Besenstielkommission» (13, 77). Die Kranken am Zeitgeiste bellen die Weltordnung an (14, 146). Dem Mann der Zukunft Niggi Ju ist der Zytgeist der Götti (21, 205). Zur Zeit der Gnädigen Herren war man der Meinung, das Christentum «sei ein Kappzaum für das Volk, dasselbe im Staatsschritt zu halten» (13, 127). Ein Schulmeister «wusste vom Himmel und besonders von der Hölle soviel, als ob er in beiden zKost gegangen wäre» (1, 145). Man kann «die Heilsordnung nicht vorschreiben wie Maß und Gewicht, wie König Friedrich seiner Potsdamer Garde die Zöpfe» (15, 208f.). «Alles irdische Streben ... wuchert in eine Leidenschaft aus, der man immer Besseres zum Opfer bringt; ... es ist der Grind im Kleeacker, der über den ganzen Acker hin wuchert, bis aller Klee verzehrt ist» (14, 265).

Die so seltene Verbindung von Gedankentiefe und Sprachvermögen beeindruckt immer neu. Es verwundert nicht, dass im Laufe der Jahrzehnte zahlreiche Sammlungen mit 'Gedanken Gotthelfs' erschienen sind und manche wenig bekannte Schätze ans Licht gehoben haben.

Fast mehr noch als die geschliffene Kürze in der gedanklichen Auseinandersetzung entspricht aber dem Wesen Gotthelfs die breit ausgeführte Gleichnisrede. Schon im 'Bauernspiegel' wird auf mehr als anderthalb Seiten (1, 280f.) das Volk dargestellt als «hübsches reiches Mädchen, dem der Herr [Pfarrer] soeben erlaubt hat», und noch in 'Zeitgeist und Bernergeist' erscheint die Staatskasse als Geliebte (13, 403). Scherzend-weise verbreitet sich der Dichter über den Geldsäckel mit einem Plätzab (5, 312f.), über das 'Trüllen' (7, 251f.), über die Frauen als dem Rädli in der Haushaltung (12, 83), über die verschiedenen Drucken in der Schatzkammer der Seele (11, 157) oder über die früheren wissenschaftlichen Systeme, die nach einiger Zeit wieder zu Ehren kommen wie jetzt «die alten Nachtstühle, welche zu Ludwig des Fünfzehnten Zeiten ins Grümpelgemach gestellt worden» (6, 248ff.). In heiligem Ernst schildert er aber auch gleichnishaft, wie «einer ins Gebiet des Rechts verschlagen wird» (5, 212f.), handelt er von den zwei Minen, die in den Kinderherzen verborgen sind (15, 205f.), von Glauben und Leben (7, 239), vom Bernerfleisch und dem fremden Faulfleisch (13, 406), und von dem toten Weber, der, kaum begraben, schon vergessen ist, schwingt er sich empor zu dem visionären Gleichnis von den Unzählbaren, die am Webstuhl der Zeit sitzen und ihren Faden schiessen «durch das unendliche, tausendjährige Geflecht» (3, 183).

Das alles und unvergleichlich viel mehr hat Gotthelf nicht «bärzend und schwitzend geschrieben», nicht mühsam aus der Feder gedrückt

«wie ein Huhn das Ei» (2, 240f.), es stammt aus der Fülle. Seine Rede ist fürwahr «ein unmittelbares Produkt des Geistes, ein Zeugnis innern Lebens und Kraft, ein Zeugnis innern Reichtums und Fülle» (2, 177)[81].

Nicht Fülle, Überfülle ist das angemessene Wort[82]. Den grossen Einzelnen verkleinert, wer seine genialische Masslosigkeit beschweigt. Seminardirektor Rikli tadelt bei Anlass des 'Schulmeisters': «Mich dünkt, Ihr g'höret Euch selber z'gern chlöpfe!» und rät, ein Drittel des Buches zu streichen (E 4, 269), und leise mahnt Professor Fueter: «Reichtum und Überfluss der Ideen, Bilder, Ausdrücke ist wohl der glücklichste Fehler, den man einem Schriftsteller vorwerfen kann» (E 5, 266). Gotthelf hat diesen glücklichen Fehler.

Er wird zum Beispiel dazu getrieben – genug ist nicht genug! –, einen treffenden Vergleich (manchmal zu seinem Schaden) mit einem zweiten zu verkoppeln: Es war Jakob, «als ob er auf glühende Kohlen trete oder auf einer Hechel laufen müsste» (9, 185). «Die wahre Freiheit lässt sich nicht einimpfen wie die Kuhpocken, nicht anhängen wie die Krätze» (23, 250). «Vom Christentum begriff er [Eglihannes] so wenig als eine Kabisstorze oder eine Blindschleiche» (12, 63). Das Zentralisieren «stiftet eine eigene Regierungskaste, deren Mitglieder sich dann vorkommen wie Eichen unter niederm Gesprütz, wie Vokale unter Konsonanten» (15, 128). «... schreien wie die Römer ehedem nach Brot und ein basellandschäftler Ratsherr nach einem Schoppen» (2, 35). Felix «stand da fast wie der Lällenkönig auf der Rheinbrücke zu Basel oder Frau Lot gegenüber von Sodom» (12, 335f.) usw.

In dem Heer der sich überstürzenden Einfälle läuft viel Geschmackloses, Krasses, weit Hergeholtes, Schiefes mit. Eine Kellnerin wird mit dem Fliegenden Holländer verglichen (20, 232f.), die gedunsenen Gesichter von Ringenden gleichen Eutern von alten Bergkühen (12, 363), Branntwein stinkt «wie Fürfüsse, die ein Polizeier sechs Monate

---

[81] Von diesem 'unmittelbaren' Reichtum zeugen nicht zuletzt die Briefe. In einem einzigen (E 6, 333ff., an Burkhalter, vom 24. Dezember 1846) stehen neben einer ganzen Reihe weiterer folgende denkwürdigen Sätze: In den untern Klassen regt sich der Unglaube, und die in Theorien gekleidete tierische Begierde (Wolf im Schafspelz) reisst an der Kette. Die Leute taumeln in einem schweren Rausche, und da ist nicht zuzusprechen, nicht abzuwehren, so wenig als besoffenen Nachtbuben. Es gibt Leute, bei welchen Glaube und Unglaube nie gesunde Wurzeln haben, sondern wo er immer was Angeklebtes bleibt, Seelen, die sind wie die Wand in einem Schulhaus- oder Wirtshausgange, wo man alles ankleben kann, was man will. Die sogenannte Aufklärung ist nichts ... als die heillose Dummheit, keine Existenz anzuerkennen als die man mit den Zwilchhändschen fassen oder an die Mistgabel stecken kann.

[82] «Viel schwerer als Stoff zu finden, ist die Kunst, denselben zu bewältigen» (E 5, 256f. an Hagenbach).

lang nur über jede andere Nacht ab den Füssen gebracht» (16, 121). «Oft ist der Mensch selbst der Bengel, den er sich selbst zwischen die eigenen Beine wirft» (10, 137), «am Brüllen für [allerlei] Begehren klettern, wie an Kletterstangen die Turner nach Preisen, die neuen Kapazitäten empor zu Majestät und Herrlichkeit» (16, 100). Sprachliche Haarspaltereien sind nicht selten (vgl. etwa 12, 203f.; 20, 343). Mit seiner fortzeugenden Phantasie gerät der Dichter über die Grenzen des Möglichen, wenn er das umgangssprachliche 'Backen wie Milch und Blut' weiterführt: «bei denen es einem dünkt, wenn man sie nur etwas knuste und müntschle, so müssten aus der einen Backe einige Kacheln Milch spritzen kuhwarm und aus der andern einige Dutzend Kartoffeln trolen, schön mehlicht und aufgesprungen» (3, 36). Peinlich sind auch unzeitige Anklänge an die Bibel: Lisette schrie nicht nach einem neuen Rock wie nach einer Wasserquelle (21, 230), Karrer und Melker reden grossartig, «als seien alle Fürstentümer und Gewalten über Kühe und Pferde unter ihre Füsse getan» (11, 78), Niggi Ju balbierte in einem Tag «siebenmal siebenzig über den Löffel» (21, 204).

Misslich wirkt sich die Überfülle der Bilder aus, wenn sie in eine haltlose Bilderflucht ausartet. «Das Missverstandenwordenzusein (!) ist eine der herrlichsten Entdeckungen der neuesten Zeit, es ist die eigentlich neu entdeckte Nebelkappe des gehörnten Siegfrieds, sie passt männiglich, ...daher ist sie allgemein wie die Kartoffeln. Sie ist dem Professor, was dem Russen ein warmer Pelz, die Lebensessenz des Staatsmanns, das Steckenpferd der Schulmeister, der Schirm, Schutz und starker (!) Schild der politischen Halbhelden... Die allerneueste Nebelkappe dieser Art hat der Bundesrat in der Schweiz; wenn man meint, er sage weiss, so hat er schwarz gesagt» (12, 334f.). Die Vehfreudiger [in Erwartung eines Käshändlers] erwarteten «gerade nicht Ungarn oder Kroaten, so gleichsam des Teufels Halbbrüder, mit Sporen an den Stiefeln, auf Rossen ohne Schwänze, mit grossen und kleinen Kanonen, wie Heuschrecken, dass sie daherkämen, akkurat wie wenn das Meer daherkäme in himmelhohen Wellen, wenn es aufgerüttelt würde zu neuer Sündflut» (12, 192)[83].

Kein Mass kennt Gotthelf vor allem in der Darstellung der Gefühle und Affekte, des Erstaunens etwa: Die Kindermutter Anni hat sich eben darüber gewundert, dass der liebe Gott mit der bösen Welt so lange Geduld habe, «dass er nicht vierzig Tage und vierzig Nächte nicht bloss Wasser, sondern Pulver regnen lasse und am einundvier-

---

[83] Weitere Beispiele: 7, 211f.; 7, 330ff.; 13, 485; besonders krass 5, 314f.

zigsten den Blitz dreinschlagen. Das gäbe eine rechte Aufräumeten» – da muss es plötzlich von Michelis Heiratsabsichten hören: «Da stand nun Anni, alle Löcher im Gesicht angelweit aufgesperrt, nicht bloss wie Frau Lot, als sie hinter sich sah in Sodoms und Gomorrahs Flammenmeer, sondern als ob es sehe den Blitz vom Himmel fahren in das Pulver hinein, welches es vierzig Tage geregnet, als ob es bereits sehe, wie die Menschen als gebratene Gänse zum Himmel führen. Es hatte ihm den Atem gestellt, die Sprache fand es nicht. Endlich begann es zu schnopsen, als ob es eine halbe Stunde unter Wasser gelegen, und schnopsete immer: Heiraten, heiraten, ach, ach, heiraten, ach, ach, ach Gott und alle Güte! Das Wort hatte es getroffen wie ein gewaltiger elektrischer Schlag und war ihm in alle Glieder gefahren. Von dem Gedanken, dass Micheli je heiraten könne, war es so weit entfernt, als vom Morgen der Abend» (20, 161).

Mit wahrer Wollust werden Wut und Zorn abgeschildert, und in Schimpfreden kann sich Gotthelf nicht genug tun. «... ich erfuhr, was ein ertaubet Meitschi kann! ... die Nase tat sich auf, die Augen wurden wie Pflugsrädli, und aus dem weitgeöffneten Munde fuhr eine Stimme, so dick wie ein Weberbaum, und sagte mir so wüst, wie ich mein Lebtag es nie gehört. Schysshung war das Manierlichste» (7, 259). Eine Berner Köchin will ihr Patenkind nicht aufs Land zu den Bauernlümmeln lassen, «die ihm zu fressen gäben, was die Säue nicht möchten, und an der Fastnacht Küchli, die kein Hund verdauen könnte, durch die man mit keiner Waldsäge käme, bei denen es würde so schwarz wie eines Schwarzwälders Hosen und so dumm bliebe, dass es nicht wüsste, wo in Bern der Weibermärit sei und der Guldige Adler» (16, 30).

Mit Vorliebe lässt er in seiner Bildersprache Krieg das Land überziehen, Gewitter ausbrechen, Berge Feuer speien: Mädi ist «eine Batterie, die noch im Weichen feuert» (5, 169). Annebäbi «waffnete sich mit Hellebarden und Granaten» gegen sein manierliches Söhnisweib (5, 394). «Jetzt war ein fürchterlich Gewitter im Anzug, aus allen Löchern brausten Winde, die Frau Oberstin schwankte noch zwischen einem schrecklichen Platzregen und einem schrecklichen Sturm» (22, 68). «Da war es Eisi, als breche in seinem Herzen ein feuerspeiender Berg plötzlich auf, glühende Lava ströme herauf; erst meinte es, ersticken zu müssen, dann schwoll in unnennbarer Glut der Kopf ihm auf, als ob er bersten wolle, öffnen einen neuen Schlund, damit die Glut ins Freie ströme» (8, 274).

Hinter dem Volk, das in seinen ungezähmten Affekten dargestellt wird, erhebt sich der Feuerkopf des Autors, der sein eigenes Inneres

«äusserlich macht» (siehe 15, 159), dem es offensichtlich wohl ist «unter Krachen und Schnauben, unter Donner und Blitz, unter Toben und Tubeln» (5, 169). Wie manche seiner Personen hat er ständig die «Kanone geladen bis z'vorderst» (13, 235). Es ist, als stürzte er sich am liebsten in die von ihm mit grösster Anteilnahme beschriebenen «vaterländischen Schlägereien» (12, 243); aber er muss der Kämpfer mit der Feder[84] bleiben, der gegen den abgöttischen Zeitgeist und seine Trabanten ficht – und gegen die Dämonen in der eigenen Brust[85].

Der Kampfeszorn scheint seine Einbildungskraft zu beflügeln und treibt ihn zu unvergesslichen Wortprägungen. Er redet von Alfred Escher als dem Feldherrn der Materie (E 8, 139), den Zeitungsschreibern als den Trompetern der Wissenschaft, den Hausierern der Kultur (10, 125), von den zu Schaumkellen gemachten Gesetzen (16, 150), von der himmelschreienden geistigen Notzucht des sich wissenschaftlich gebärdenden Elementarschulunterrichts (E 12, 312), den sitzenden Legionen der Schreiber (14, 79), die von neuen Eingerichten leben wie die Totengräber von den Gräbern (E 1, 307).

Alle Mittel sind ihm im Kampfe recht. Er zeichnet von seinen Gegnern grausame Zerrbilder[86], rupft ihnen ihre Dicta auf[87], wirft ihnen Schimpfnamen wie Pöstlilüstlinge (1, 278), Justizbabi (10, 139), halbbatzige Weisheitsbüchsen, Wirtshausdrucken, Halbschoppenmajestäten (12, 139) an den Kopf. Er sucht sie mit Wortspielen abzustechen: Den Namen des verhassten Jakob Stämpfli bringt er in Beziehung mit 'wissentlich lügen'[88]; konservatives Geld ist gut genug, radikal gebraucht zu werden (13, 400); Sekundarschulen sind «Schulen, welche aus Bauern sekundäre Herren machen» (20, 34f.); Junge, die die Aufklärung zu ihrer Göttin gemacht haben, können nicht über drei Worte, welche sie im Munde führen, Aufklärung geben (13, 165). Er lässt sich zu gewagten Reimen hinreissen: Aus dem unverständig hoffärtigen

---

[84] «Es gibt Zeiten, welche Bekenntnisse fordern, wo es Mann an Mann geht, wo man mit allen Waffen sich verteidigen muss, weil das Heiligste angegriffen, das Teuerste gefährdet wird» (E 7, 184). Er weiss freilich um seine «Unart, immer mit dem Kolben lausen zu wollen» (E 6, 106).

[85] So richtig hat schon J. J. Reithard gesehen; vgl. W. Muschg a.a.O. (Anm. 6) 188.

[86] Besonders eindrücklich 13, 183. 367.

[87] «Mit Herd z Dreck verschiesse» 13, 326. 378 und Anm. 423; 24, 273. «Recht hin, Recht her» 13, 325 und Anm. 660; E 15, 225; E 15, 290 und Anm. 346. «Mr sy nüt, ... aber üsi Kinder sollen alles werden» 13, 387. 389.

[88] 13, 380: «... dass der Kutscher ... endlich ausrief: Das ist gelogen, und zwar gestämpfelt. (So werden im Kanton Bern seit einiger Zeit die Lügen geheissen, wo der Lügner mit Bewusstsein und unnachahmlicher Frechheit der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlägt.)»

Mädchen wird «nicht eine Hausfrau, sondern eine Haussau» (10, 54); «Hexenmeister im Rechnen haben es klar bewiesen, dass Schulden einem Staat viel vorteilhafter seien als Gulden» (10, 227); Richter gebärden sich «im allgemeinen wie Bullenbeisser, ... in bestimmten Fällen wie Hosenscheisser» (12, 421).

Noch in seinen Fehlern ist er gross. Ob man will oder nicht, man muss die Gewalt seiner Rede bewundern, in der sich die Einbildungskraft des Dichters und die Leidenschaft des Propheten mit der Rhetorik des Kanzelredners und mit der zungenfertigen Rabulistik der von ihm so gehassten Winkeladvokaten verbunden zu haben scheinen – etwa wenn er in atemraubender Hast Wort an Wort reiht, Satz an Satz, Hyperbel an Hyperbel, Metapher an Metapher, Vergleich an Vergleich: «Von Bauernschindern, Diktatoren, Direktoren, Professoren, Kreditoren, Debitoren und endlich auch Studenten und Staatskassen» (13, 383; Kapitelüberschrift!). «Ich bin fest überzeugt, Tausende von Büchern und Millionen von Predigten wirken darum nicht, weil man auf jeden bittern Trank nicht geschwinde genug Zuckerbrot bringen kann, auf ausgeteilte Schläge alsbald ruft: Ach, briegg nit, ach, briegg nit, du bist ja so lieb und gut!, weil man auf die gezeigte Hölle alsbald die Seligkeit setzet wie den Deckel auf den Hafen, weil man sich vor nichts mehr fürchtet, als einen tiefgreifenden Eindruck zu hinterlassen» (3, 33). «... so ein Herr, der alle Tage einen Zentner Bifsteak frisst oder hundert Dutzend Austern, so ein Bauer, der in der Woche seine Speckseite versorgt, so ein Wirt, der beim letzten Glas nicht mehr weiss, wann er das erste getrunken...» (5, 243). Ein neumodischer Schuster weiss zu imponieren, als sei er «ein Himmelssappermenter, höre das Gras wachsen, sehe die Flöhe husten, rieche den Braten in der Hölle, den die Grossmutter ihrem Großsöhnchen spickt und salbet» (12, 397). Radikale Halbherren «sind unabtreiblich, hängen sich an wie Kletten, stechen wie Wespen, brennen wie Nesseln, schreien wie Säububen, wenn man sie anrührt, schelten und schimpfen wie Rohrspatzen...» (12, 356).

Zuweilen scheint es, der Dichter habe die Herrschaft über sich und damit über seine Zunge verloren; dann bringt er sich in nicht endenwollenden Tiraden oder in monströsen Übertreibungen um die gewollte Wirkung[89].

Aber nicht allein in den Ausbrüchen seines Kampfzornes offenbart sich der genialische Gotthelf, genialisch wirkt auch sein Humor. Der

---

[89] Besonders krasse Beispiele 4, 233f. und 12, 376.

Dichter vermag sich zum Lachen durchzuringen, weil er menschliches Wesen und Unwesen, auch die eigene Unzulänglichkeit, durchschaut hat: Der Mensch ist «ein ganz kurioses Kamel» (12, 331), «ein gebornes Babi» (13, 231); «man gvätterlet im Grunde nur im Leben und mit dem Leben» (3, 168). Aus dieser Sicht heraus schraubt er die politischen 'Grossereignisse' auf ihre wahre Bedeutung zurück, holt die hohen Herrschaften von ihren Podesten herunter. «Den 9. Mai 1840 hing über der Republik Bern nicht etwa nur ein blosses Schwert an einem Pferdehaar, sondern an einem Sauhaar hing die ganze Republik»[90]. Er spricht ungeniert von Königin Viktoria als dem Schatzeli in Engelland, vom Marei in Portugal und dem Stüdi in Spanien, welch letzteres dort Königin war und ein Luder dazu[91]. Nicht einmal vor dem Himmel und seinen Engeln wird haltgemacht: In diesem Monat starb die ehrwürdige Frau Schultheissin May; «wenn der die guten Werke alle nachkommen, was werden die Engel luegen!» (23, 252). Umgekehrt gibt es ihm nichts zu tun, Kleinstes auf eine Stufe mit Grossem emporzuziehen. Der Streit der Gytiwiler um ihr neues Schulhaus wird mit dem Trojanischen Krieg verglichen (3, 305), Mädi, das die Ziberlihogergränne aus dem Feld geschlagen hat, mit Friedrich dem Grossen (5, 286), und die Wirtin Eisi «werweisete wie Napoleon in der berühmten Schlacht vor Moskau, als derselbe den Pfnüsel hatte» (8, 275).

Es gibt übergenug Stücke, in denen der Dichter vor Schöpferlaune strahlt, in denen sein phantastischer Witz Purzelbäume schlägt, im 'Kurt von Koppigen' etwa oder in den Kuriositäten (Jahreschroniken) des Neuen Berner Kalenders mit ihrem «abenteuerlichen Gemisch von Sinn und Unsinn»[92].

Was soll man aus der Unmasse von burlesken Einzelzügen auswählen? – etwa: «Wenn der Engel Gabriel zu [gewissen] Weibern käme, sie müssten mit ihm gekifelt haben» (6, 313). Man muss so lange auf den Omnibus warten, «dass es einem dünkt, man sehe, wie dem Mann im Mond der Bart wachse» (20, 343). Die Regierung schickt einen Abgesandten, «der einem das Herz im Leibe umkehren kann, dass man einen Abweisstein für eine Kannenbirne ansehen muss» (23, 246). Auf das Wort «Champagner!» kam der Wirt geflogen wie «ein Engelein, wenn irgendwo geschrieben stünde, dass Engelein drei Zentner schwer würden und Rücken hätten wie Tennstore» (21, 274).

---

[90] Anlass: Streit im bernischen Grossen Rat wegen der Verlegung einer Rosshaar- und Borstenfabrik (23, 234; 24, 400).

[91] 23, 256. 228. 250.

[92] W. Muschg, in: Schatzkästlein des Neuen Berner Kalenders (Zürich 1943) 19.

Der öffentliche Tag obrigkeitlicher Bureaus «dauert Sommer und Winter in der besten Jahreszeit sechs Stunden, oft aber auch nur viere, und oft geht wie um Lappland herum die Sonne gar nicht auf» (12, 270).

Auch in der harten politischen Auseinandersetzung wird dieser Ton angeschlagen: «Die Kapuziner wurden [in den Reden eines radikalen Schreiers] gespickt und zu Braten verwendet, die Jesuiten verhackt wie Spinat und als Eier etwelche Nonnen darauf breitgeschlagen» (13, 179), und in dem eher zahmen Handwerksburschenbuch sind gerüchtweise die Walliser im Anzug, «zentnerschwere Kröpfe am Halse, welche sie in Schiebkarren vor sich her stiessen» (9, 194), und in den Volksversammlungen der Waadtländer wurden feurige Reden gehalten, «dass es einem dünkte, die Sterne begönnen zu hüpfen am Himmelszelt, der Sonne komme das Augenwasser und der alten Erde gramsle es ums Herz wie einem sechzehnjährigen Mädchen» (9, 289).

Von unauslöschlichem Gelächter durchdröhnt sind aber vor allem 'Anne Bäbi Jowäger' und 'Die Käserei in der Vehfreude'. Da tritt die Ziberlitochter auf den Plan, «ein Prachtsstück von einem Meitschi», «gross, vierschrötig, mit Backen wie ein alter Dragonermantel, einem Fürgstütz wie ein Säuschürli und Armen wie eine Bünteliwurst, währschafte Füsse wie Schleiftröge zu einem breitschienen[92a] Wagen, reich mit Silber beschlagen wie eine Sonntagstubakpfeife» (5, 135). Der Stadtarzt klagt über heikle Patientinnen: «Will man einem Kammermeitli den Puls greifen, so tut es verschämt und fährt mit beiden Händen unter die Decke, wo man nicht nachmag; und will man einer Köchin die Zunge sehen, so verbeisst sie das Maul und sagt, dahinein liesse sie sich nicht guggen, aber ds Wasser könne man haben, es stehe dort in der Ecke neben dem Nidelhäfeli» (5, 63). Nachdem mit Behagen auf anderthalb Seiten ausgeführt worden ist, wie am Vorabend des Langnauer Marktes die Wirte «Wein machen», schliesst der Abschnitt mit: «Während so der Wirt am Fasse sitzt und Zehnbatzigen macht in aller Behaglichkeit, tut oben die Wirtin wild und schlägt Pasteten mürbe, die Köchin rupft zornig Tauben und andere wilde Tiere, Mehl und Federn verfinstern die Luft, und Küchliduft schlingt sich mitten durch, zart und weich, mild und fein; man weiss gar nicht, woher er kommt und wohin er geht» (12, 204; die Schlusswendung kühn anklingend an Joh. 3, 8!)[93].

[92a] Radschiene = Radreif; siehe Id 8, 834. 836ff.

[93] Siehe ferner etwa die Phantastereien über alte Kühe (S. 349), über Commis und Krämer und über die Guggisberger (S. 350). Von tollen Einfällen überquellen z.B. auch 8, 139ff. (Fressphantasien eines Schreiberleins) und 13, 393f. (Liste der Produkte, welche die einzelnen Kantone für das Schlaraffenleben an der neuen Eidg. Technischen Hochschule liefern).

Aber auch so klassische Werke wie 'Uli der Knecht' und 'Geld und Geist' kriegen ihr redlich Teil ab. Nach Aussage seiner Rivalin hat die liebehungrige Magd Stini in der Nacht Hemder an, «wo siebni keinen Ofenwüsch gäbten; anstatt Gloschleni ziehe es Hudlen an einen Faden wie Bohnen, binde sie dann um den Leib und rühme, wie die grusam warm gäbten» (4, 96). Schliesslich wird die ganze Welt von einem tollen Wirbel erfasst, so wie es der 'adelige' Resli von Liebiwyl auf dem Tanzboden wortwörtlich erlebt hat: Zuerst muss er mit dem Stubenmeitschi «einen haben» und noch einen und noch einen, bis die Wirtin es zur Arbeit treibt. «Bist du noch da, du donnstigs Tanzgöhl? fuhr die Wirtin fort und richtete ihre Kanone auf den armen Resli: Es dunkt mich, du solltest genug haben, und das andere Mal lasse mir meine Meitli in Ruhe oder bring Eine mit, wenn du tanzen willst; für solche Schmökeni habe ich meine Meitleni nicht. Oder wenn du es zwingen willst zu tanzen, so frag mich, ob ich Zeit habe! Ists denn wahr, dass du es so wohl könnest? Seh, lass mal probieren; Gyger, mach fry e styfe! Und sonder weitere Umstände musste Resli mit der dicken Wirtin, welche dampfte wie eine siedende Fleischsuppe, die über einem anderthalbzentnerigen Mocken (Fleischstück) strudelt, an den Tanz. Er begann zu glauben, er sei verhexet, und ihm war, wenn er nur da weg wäre; wenn nach der Wirtin noch die Köchin käme, dann das Badmeitli, nach dem Badmeitli die Hühnermutter, nach der Hühnermutter das Kindermeitschi und nach dem Kindermeitschi die Wirtstöchtern noch alle, so ginge es bis am Morgen, und was würden die Leute sagen, wenn er erst mitten im Morgen heimkäme?» (7, 56f.).

Von den volkssprachlichen Elementen in Gotthelfs Schriften sind wir ausgegangen und haben zu zeigen versucht, wie aus der Volkssprache heraus und an ihr sich nährend, die Sprache des Dichters wächst, hoch über sie hinaus wie ein mächtiger Baum; den wilden Schossen[94] ihrer Genialität haben wir besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Wer zum Schluss nach dem eigensten Wesen dieses Dichters fragt, darf es aber weder in seinen Reden im Volkston noch in den genialischen Ausschweifungen seines Zornes und seines Lachens suchen. Es gibt eine schöne Mitte, wo Volkstümlichkeit und Dichtertum eins geworden ist. In seinen Schriften finden sich Stellen die Fülle, bei denen man die Frage nach dem Anteil des einen und des andern über der Vollendung des Ganzen zu stellen vergisst.

---

[94] Ähnlich Fueter E 5, 266.

Man könnte manche 'theoretische' Erörterung anführen, die volkstümlich und genial zugleich ist: «So viele haschen nach Glück, finden es nicht und gebärden sich, als ob sie mit verbundenen Augen eine Nadel suchen müssten auf dem grossen Weltenacker» (5, 342) – leise klingt das vokstümliche 'eine Nadel auf dem Heustock suchen' mit. Volkstümlich und genial wirken manche Beschreibungen. Resli schildert seinem Bruder das wiedergefundene Anne Mareili: «Sie ist gross, fast wie die Mutter, und doch kein Bohnenstecken, hat eine schöne Haut, sufer, nit kührot, aber auch nicht wie ein ausgewaschener Fürfuss, läng Züpfe, dunkle Augen und bsungerbar schöne Zähne; wenn es den Mund auftut, so düechts einem, man sehe das Gätterli vom Paradies...» (7, 258).

Aber der hellste Glanz liegt über den erzählenden Stücken, in denen das wunderliche und doch so unsäglich schöne Leben vollendet in Worte gebannt ist:

Jakobli Jowäger fährt zweimal auf dem Wägeli, das einemal mit der Mutter ins Kriegstetter Bad zur ungewünschten Gschaui, das anderemal mit den Eltern vom Solothurner Märit heimzu. «Es war heiss; es dünkte die Mähre, am Schatten wäre es gut, und mit Macht steuerte sie einem Hause mit breitem Dache zu, wo viel Schatten war und im Schopf ein kühler Brunnen lief. Jakobli merkte es nicht, bis Anne Bäbi rief: Herr Jemer, Herr Jemer, wo fährst? Da fuhr er zweg, riss am Leitseil, als ob es ein Ankertau wäre, und die Mähre tat wüst, ging bald tromsigs, bald hinter sich, und Anne Bäbi brüllte wie am Spiess: Heyt, heyt! Und trotz dem Brüll gings der Mistgülle zu, und Anne Bäbi meinte, es gehe ihm wie Pharao im Roten Meer, und brüllte graduse. Da sprang Jakobli ab, wie gleytig, sah Anne Bäbi nicht einmal, hielt die Mähre hott und brachte sie auf den graden Weg; aber er selbst musste durch die Mistgülle; seine weissen Strümpfe wurden braun, und an allen Häusern gingen alle Läufterchen auf... Die Mähre am Zügel ziehend, zog er sturm die Strasse entlang, bis die Mutter rief, ob er nicht aufhocken wolle. Kaum sass er aber oben, so ging über ihn ein Wetter los, wie er noch nie eins erlebt. Und wie es oft geschieht, dass Wetter, wenn man meint, sie seien vorbei, wiederkehren mit neuer Gewalt und ärger sind als zuvor, so ging es auch mit Anne Bäbis Wetter, das allemal mit erfrischter Kraft losbrach, sooft seine Blicke auf Jakoblis schwarzbraune Strümpfe fielen» (5, 132f.).

Auf der Heimfahrt vom Markt lässt der gutmütige Vater Jowäger das hinkende dr Gottswillechind Meyeli aufsteigen, und Anne Bäbi spart nicht mit bissigen Redensarten. Da dünkte es Jakobli, «als rege es sich in seinem eigenen Herzen wie Hass gegen die Mutter, und als

müsste er ihr auch etwas sagen. Aber er sagte es ihr doch nicht. Denn während dem Schweigen spürte er erst recht, dass das Mädchen hinter ihm stand, dass es die Hände hinter seinem Rücken auf der Sitzlehne hatte. Das machte ihm gar wunderlich; er drückte mit dem Rücken an die Lehne, um die Hände zu fühlen, und doch nur leise. Dann einmal hatte das Meitschi bei dem Druck geglaubt, es sei ihm im Weg, und hatte die Hand weggetan. Aber gäb wie leise er auch drückte, so gramselte es ihm doch den Rücken auf, den Rücken ab, und im Gesicht ward es ihm so warm und im Herzen so wohl; und es dünkte ihn, als müsse er dem Mädchen etwas sagen; allein weil er nicht wusste, was, so blieb er stillesitzen, und die Hände an seinem Rücken strömten durch seine halbleinerne Kutte einen sanften, stillen Strom durch sein ganzes Wesen, dass er alles vergass und selig lebte, und als Anne Bäbi vor dem Wirtshaus an der Mähre riss und ‚Ohä!' sagte, da war es Jakobli, als erwache er aus seligem Schlafe, als falle er vom Himmel auf die Erde. So wunderlig und doch so wohl sei ihm sein Lebtag nie gewesen; wenn es ihm nur immer so wäre, dachte er.

Sie stiegen vom Wägelein, das Mädchen auch, und Jakobli konnte am Meitschi sich nicht satt sehen; es war ihm, als sei vorhin noch ein Umhang vor dem Meitschi gewesen und sehe er jetzt etwas, was er sein Lebtag noch nie gesehen» (5, 120f.).

Stellen wie diese sprechen für sich selber. So schreibt nicht ein biederer Volksschriftsteller, der die Sprache für sich dichten lässt, und nicht ein Literat, der um der Kunst willen Kunst macht, sondern ein Kind des Volkes, das ein Genie gewesen ist. Des Dichters Sprachgewalt[95] beruht auf einer Volkstümlichkeit, die nicht von heute stammt, sondern in ferne Tiefen hinunterreicht, und auf einer seltenen Schöpferkraft. In dieser Verbindung von Volkstümlichkeit und Schöpfertum liegt aber das Geheimnis von Gotthelfs Grösse überhaupt. Er wollte sich nicht über das Volk stellen; er sah in Hans Uli, der einen Zaun macht, einen Künstler – wenn er nämlich die Kraft hat, «das Innerliche äusserlich zu machen» (15, 159); aber er war sich seiner Sendung bewusst und hoffte, sein Wirken werde «nicht ohne Frucht bleiben und hoffentlich manch Treiben dieser Zeit überdauern» (E 6, 158). Gottfried Keller fühlte sich durch seine Schriften an «das gebärende und massgebende Altertum der Poesie»[96] erinnert, und Jacob Burckhardt sass in der letzten Lebenszeit an seinem 'Katzedischli' und genoss als Lieblingslektüre Homer und Gotthelf[97].

---

[95] Dieses Wort braucht Jacob Grimm; vgl. oben Anm. 7.

[96] Gottfried Keller, Sämtliche Werke (Bern 1926ff.), Bd. 22, 108.

[97] Felix Staehelin, Reden und Vorträge (Basel 1956) 318.